finden, wo sie von den slawischen Kroaten erbaut wurden. Dieser Baustil erlebte seine Blütezeit im 11. Jahrhundert, in dem er sich vom Adriatischen Meer bis hinauf zum Mälarsee ausbreitete. Die Form, wie sie die Burg Starhemberg zeigt, findet sich im 11. Jahrhundert vor allem in Ost- und Südskandinavien, dagegen nicht in Norddeutschland. Im ganzen gibt es im Norden 25 Rundkirchen, wovon Schweden die größte Anzahl hat, und zwar handelt es sich jedesmal um Rundkirchenburgen. Zum Teil sind die Verteidigungsanlagen noch gut erhalten, wenn auch im allgemeinen der Festungscharakter sich verloren hat. Verfasser weist darauf hin, daß die schwedischen Fürstenhäuser im frühen Mittelalter fast ausschließlich dynastische Anknüpfungen auf slawischem Gebiet gesucht haben. Ob seine Herleitung der Rundbauten aus dem Slawentum richtig ist, kann bezweifelt werden. Jedenfalls dürften diese Rundbauten auch eine germanische Wurzel haben, da wir kreisförmige Kultbauten bereits dem Ur-indogermanentum zuschreiben müssen. (Vergl. vor allem Stryzigowski, „Spuren indogermanischen Glaubens in der bildenden Kunst"). Jedenfalls ist die Erforschung dieser Denkmäler, mit der man auch in Böhmen und Mähren begonnen hat, sehr wünschenswert. (Unser Bericht über den Aufsatz von Professor Wrangel beruht auf einer Übersetzung von Herrn E. v. Niederhöffer.)

Dr. O. Huth.

„Frühgermanische Wehrhaftigkeit." Zu dem Aufsatz „Frühgermanische Wehrhaftigkeit" von Justus Hashagen in Heft 10, 1937, erhielten wir eine Zuschrift, aus der wir folgendes wiedergeben:

„Dieser Aufsatz zeugt zwar von guter Quellenkenntnis des Verfassers und ist inhaltlich sehr wertvoll; ich habe nur das Bedenken, daß der Verfasser ein Moment übersehen hat, das sicherlich wichtig ist: die seelische Haltung des germanischen Menschen zur Frage des F r i e d e n s!

Wenn der Führer immer wieder die deutsche Friedensliebe betont und den Frieden als Ziel aller seiner Bestrebungen bezeichnet, so gibt er darin unbedingt einer germanischen Geisteshaltung sinnfälligen Ausdruck. Dieser Friedensgesinnung steht die ebenso stark betonte Wehrgesinnung, der bis zum letzten einsatzbereite Wehrwille keineswegs entgegen.

Ich möchte aber nicht gutheißen, daß eine Meinung aufkomme, als seien die Germanen nur „Raufbolde" gewesen, wie dies eine gewisse, nicht weit zurückliegende Geschichtsschreibung aus tendenziösen Absichten wahrhaben wollte. Die nächste Schlußfolgerung ist dann die, daß das Christentum jenen „Raufbolden" erst Gesittung hätte beibringen und die „Güter des Friedens" lehren müssen. Gewiß haben die germanischen Stämme unter sich und gegen äußere Feinde häufig gekämpft; berechtigten Zweifeln aber dürfte die Meinung begegnen, daß sie keine größere Lust gekannt hätten, als sich stammweise gegenseitig bis zum letzten Mann niederzumetzeln oder alle Gefangenen dem Mars oder Merkur (lies: Donar oder Wodan) zu opfern.

Ich habe geglaubt, Ihnen dies schreiben zu sollen, nicht um gegen den Aufsatz von Hashagen Stellung zu nehmen, sondern um ihn zu ergänzen und vor einer falschen Ausdeutung zu schützen."

Wir geben dieser Meinungsäußerung um so lieber Raum, als wir selbst wiederholt davor gewarnt haben, das Germanenbild nach einem Entweder — Oder zwischen Sippengedanken und Kriegertum auseinanderzuzerren. So hat wohl auch der an sich sehr aufschlußreiche Aufsatz von Hashagen die Gefahr nicht ganz vermieden, nach der einen Seite mißdeutet zu werden. Insbesondere über die Frage der Menschenopfer werden wir demnächst noch einen grundlegenden Aufsatz eines unserer Mitarbeiter bringen, der vor allem das nordische Quellenmaterial heranzieht. — Für kritische Äußerungen aus dem Leserkreise sind wir immer dankbar.

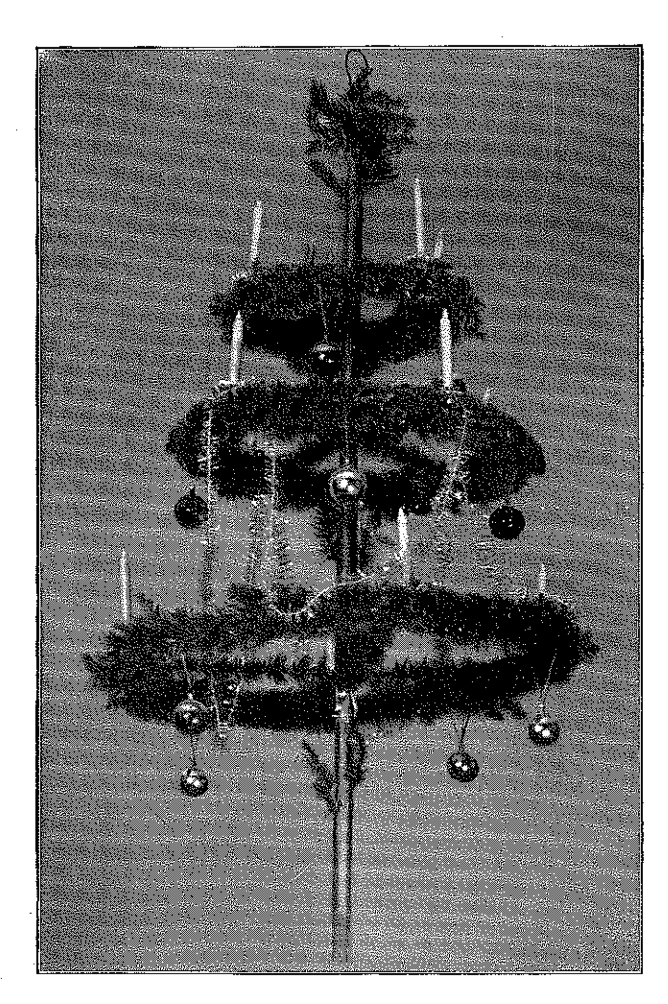
Hauptschriftleitung.

Das Recht ruht auf dem Grundsatz, daß ein Individuum, das die Schande an sich haften läßt, nichts mehr unter Männern gilt; es kann künftig nicht mehr den Schutz der Gesetze fordern. **Wilhelm Grönbech**

Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.

Leipzig, Dezember 1937 Heft 12

Germanien



Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

Gegründet von Professor Wilhelm Teudt

Offizielles Organ des Ahnenerbes E. V., Berlin

Vorsitzender des Kuratoriums: Reichsführer SS Heinrich Himmler

Alleinige Zeitschrift der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte e. V., Detmold

Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV

Detmolder Schriftleitung: Detmold, Hitlerdamm 12

9. Jahrgang, Heft 12

Inhalt

Das Umschlagbild zeigt einen Reifenbaum aus Thüringen. (Aufn. Ahnenerbe)

Bezug durch jede Buchhandlung oder durch jede Postanstalt. Vierteljährlich (3 Hefte) für 1.80 RM zuzüglich Zustellgebühr

Postscheckkonto Germanien, Monatshefte für Vorgeschichte, Leipzig, Postscheckkonto Leipzig 4234

Beschwerden wegen Ausbleibens der Hefte sind immer zuerst an das Zustellpostamt (oder Buchhändler) zu richten. Erst bei Nichterfolg wende man sich an den Verlag K. F. Koehler in Leipzig C 1, Postfach 81

Manuskripte sind an die Hauptschriftleitung: Dr. J. O. Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV zu senden, oder an die Detmolder Schriftleitung, Hitlerdamm 12. Für unverlangt eingehende Beiträge wird keinerlei Haftung übernommen. Rückgebühr ist stets beizulegen

Bücher zur Besprechung sind nur an den Verlag, Leipzig C 1, Postfach 81, zu senden

K. F. Koehler Verlag / Leipzig C 1 / Postfach 81 / Fernsprecher 64121

Germanien

Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen Wesens

1937 — Dezember — Heft 12

Zur Erkenntnis deutschen Wesens:

Der dürre Baum grünt

Wenn wir den Bestand der Bekehrerliteratur aus der Zeit des sechsten bis neunten Jahrhunderts auf seine bezeichnenden Ausdrücke hin durchsehen, so fällt uns unter den mehr oder minder beschimpfenden Wendungen, mit denen das Heidnische belegt wird, eine besonders beliebte Wendung auf: es ist der Begriff des Rodens, des Umbrechens; Bezeichnungen für die Tätigkeit des Siedlers, der die eine Form der Pflanzenwelt bis in die Wurzeln vernichten muß, um einer anderen Raum zu schaffen. Dies Roden und Umbrechen war den römischen Machtboten ungleich wichtiger als das Roden der germanischen Wälder, durch das sie sich angeblich so große Verdienste erworben haben. Und wenn irgend etwas aus den Bekehrerlegenden wirklich bezeichnend ist, so ist es die Erzählung von Bonifatius, der gelegentlich eines Gottesdienstes an der alten hessischen Dingstätte die Donareiche fällte. Denn er ging damit nicht irgendeinem beliebigen Baum an die Wurzeln — und noch weniger einem Fetisch, wie es heute noch manche Volkskundler so geschmackvoll bezeichnen —, sondern er rodete das Lebenssinnbild der germanischen Welt selbst aus. Und wenn die Legende dann noch dazugemacht hat, daß er aus dem Holze dieses Lebenssinnbildes die erste christliche Kapelle gebaut habe, so geht sie damit bis zur letzten Folgerung: es ist eine „Transsubstantiation" im wahrsten Sinne. Das Leben selbst wird in Gestalt eines Sinnbildes getötet; was bleiben soll, ist nur der „tote" Rohstoff, der dazu dienen muß, dem Begrifflichen Gestalt zu geben. Es ist ein wahrhafter Wesensumbau, und deshalb sinnbildhaft für das, was die römische Kirche in Germanien wollte.

Die Frage, ob diese Absicht gelungen ist, tritt meistens zurück hinter der viel mehr gefühlsbetonten Auseinandersetzung über die Berechtigung des Angriffes, den die römische Macht gegen die Substanz des germanischen Menschen führte. Die Geister scheiden sich da nach zwei Richtungen. Die einen bejahen sowohl die Absicht wie auch die vollzogene Tatsache, oder wenigstens die letztere; in jedem Falle ist die Folgerung die: die Transsubstantiation ist vollzogen, und sie ist nicht wieder rückgängig zu machen; und weil das der Fall ist, so ist dadurch auch die Absicht gerechtfertigt. Das rückschauende

Bedauern, der rückschauende Zorn seien nicht nur gegenstandslos, sondern geradezu unsinnig. Denn logischerweise könnten wir ja gar nicht verlangen, zu sein, was wir lebensgesetzlich nicht mehr sein *können*: so wenig wie der Baum oder die Staude verlangen könnten, wieder ein Samenkorn zu sein. Die anderen aber, und dazu gehören wir, sehen die Dinge völlig anders; und das ist eben im letzten Grunde eine Sache der anlagebedingten Haltung. Sie sagen: die Absicht ist nicht gelungen, und so trägt sie auch nicht ihre Rechtfertigung in sich. Sie ist gerade im Gegenteil durch das Scheitern im entscheidenden Punkt als böswilliger Anschlag entlarvt worden — ein Anschlag, der nicht einmalig und damit erledigt war, sondern der dauernd wiederholt wird und deshalb dauernder Abwehr bedarf. Diese Behauptung kann wissenschaftlich bewiesen werden. Aber der wissenschaftliche Beweis ist zweitrangig; erstrangig ist der archimedische Punkt, der uns damit gegeben ist, daß wir rein aus einer anlagemäßigen Haltung heraus überhaupt die *Distanz* zu der Frage gewinnen konnten, obschon wir durch tausendjährige Überlieferung und Erziehung auf einen *anderen* Blickstandpunkt geführt worden sind.

Nichts ist so kennzeichnend für die neue Lage der Wissenschaft, als daß sie den Standpunkt der *unbeteiligten Objektivität*, auf den sie sich früher gerne zurückzog, vor dieser Frontenbildung gar nicht aufrechterhalten kann. Und das ist gewiß zu ihrem eigenen Besten, denn sie wird dadurch vor dem Schicksal bewahrt, lebensfremd und unfruchtbarer Selbstzweck zu werden. Aber es ist nun auch nicht so, daß auf dem Gebiete der germanenkundlichen Forschung und Überzeugungsbildung an die Stelle des gewissenhaften Sammelns und Wägens so nebelhafte und mißdeutbare Dinge wie „Erberinnern“ und Deuterei „verkalter“ Weisheiten treten solle. Das wissenschaftliche Arbeiten ist für den wissenschaftlichen Arbeiter genau so selbstverständlich, wie für den Handwerker die sachgemäße Kenntnis seiner Werkzeuge und ihrer Anwendung. Aber diese letzte Frage bleibt heute keinem mehr erspart, der mit Hilfe der wissenschaftlichen Forschung zu einer Überzeugung über lebendige Dinge kommen will: Glaubst du an die Dauerhaftigkeit der Substanz in unserm germanisch-deutschen Volkstum, oder glaubst du an die vollzogene Wesensänderung, an den unheilbaren Bruch, an das Aufgehen in einer anderen Wesenheit — an die Transsubstantiation?

Die Vertreter des römischen Standpunktes verhalten sich in dieser Frage keineswegs so vornehm-objektiv, wie wir es uns in der deutschen Wissenschaft leisten zu können glaubten. Das ist ein Beweis dafür, daß jene Macht in dieser Frage ihre Stellung selbst für keineswegs genügend gesichert hält. Nicht umsonst haben sie starke „volkskundliche“ Schulen gebildet, die mit Mitteln arbeiten, um die der arme völkische Wissenschaftler sie nur beneiden kann. Und diese Schulen haben den deutlich erkennbaren Zweck, uns die Zwecklosigkeit unseres Tuns zu beweisen, wenn wir unsere Lebensadern über jene große Rodung in germanischen Landen hinaus rückwärts aufdecken und wieder zum Fließen bringen wollen. Sie „beweisen“ auf Schritt und Tritt die Endgültigkeit der vollzogenen Transsubstantiation oder, um mit ihren Worten zu sprechen, die Unauflöslichkeit der innigen Verbindung zwischen „Romanitas“ und „Germanitas“. Wir kennen diese Schulen, die mit allen Allüren einer unbestechlichen Wissenschaft ihre Arbeiten vorlegen, die doch in allem Entscheidenden nichts anderes sind, als eine einzige, folgerichtig durchgeführte *Tendenz*. Denn sie wissen genau, worauf es ankommt: zur völligen Besitzergreifung fremden Wesens müssen sämtliche wesentliche Lebensäußerungen nicht nur in den eigenen Machtbereich eingeordnet werden — sie müssen auch in ihrer Wesensdeutung daraus *hergeleitet* werden. Und das glaubt man sich heute — mit den Mitteln der deutschen Wissenschaft vom Deutschtum — wohl zutrauen zu können. Die Interpretatio Romana ist immer ein geschickter Kunstgriff gewesen, das Wesensfremde zu assimilieren und dadurch umzufälschen.

Eine völkische Wissenschaft, eine Wissenschaft also, die zunächst einmal von dem Glau-

ben an die Dauerhaftigkeit des volkhaften Elementes ausgeht, hat gegenüber jener, materiell gesehen, nicht immer einen leichten Stand. Wenn zunächst einmal die gesamte schriftliche Überlieferung seit tausend Jahren gleichgeschaltet ist, wenn zudem die lebenden Zeugnisse des Volkstums in eine Form und Gestalt gelenkt sind, die ihnen von jener Macht zum großen Teile aufgenötigt sind, so wird man sich immer auf diese *Gestalt* beziehen und damit die eigentliche *Substanz* verschleiern können. Dazu kommt eines: wir haben zwar ein ziemlich lückenloses Bild unserer *politischen* Geschichte seit tausend Jahren; aber von den Lebensäußerungen des *Volkstums* ist wenig aufgezeichnet, und dies wenige trägt noch alle Züge absichtlicher Verzerrung an sich. Aber schon die politische Geschichte zeigt, wie weit es mit der angeblichen Unauflöslichkeit der Verbindung zwischen Germanitas und Romanitas her ist. Die Geschichte des Kaisertums, das doch der eigentliche Ausdruck dieser Verbindung sein soll, zeigt mit ihrer nie abreißenden Kette von Bannflüchen und Machtkämpfen erst recht die völlige Unvereinbarkeit beider Substanzen, die sich dann innerhalb des eigentlich volkhaften Bereiches so innig vermählt haben sollen.

Nun ist das Bild, das wir von der Volkskultur und auch von der „Kultur der Oberschicht“ gerade in den ersten Jahrhunderten nach der Bekehrung haben, aus mehreren Gründen sehr dürftig. Vom Volkhaften, wie es in Brauchtum und Sitte lebt, ist gerade in dieser Zeit wenig zu erfahren; es sei denn aus Bußbüchern und Beichtanweisungen, und das sind bekanntlich keine ganz lauteren Quellen. Aber auch sonst machen wir in der geschichtlichen Betrachtung etwa des 10. Jahrhunderts, in dem der zuletzt „bekehrte“ sächsische Stamm die Führung übernahm und europäische Vormacht wurde, meistens einen Fehler. Wir sehen diese Zeit und ihre Menschen viel zu sehr in den Kostümen des hohen Mittelalters, und da scheint es dann leicht, als ob sich wirklich ein ganz gewaltiger und bis an die Wurzeln gehender Bruch mit der germanischen Vergangenheit vollzogen hätte. Man vergleicht Frauen wie etwa die Königin Mathilde mit den gleichzeitigen germanischen Frauen des Nordens, und man glaubt, geradezu zwei verschiedene Welten darin zu erblicken.

Und doch ist dieser Unterschied nur scheinbar so groß. Denn von den fürstlichen deutschen Frauen dieser Zeit haben uns die geistlichen Geschichtsschreiber Bilder gezeichnet, von denen des Nordens aber germanische Laien. Für den deutschen Mönch war die Frau seiner Zeit — vor allem die fürstliche und königliche Frau — ohne weiteres Anwärterin auf einen Heiligenschein. Das hatte seinen guten Grund: Wo die Kirche mit ihrer ganzen Hierarchie von Heiligen und Seligen einmal herrschend war, da schien es geboten, diesen Himmel so bald wie möglich mit bedeutsamen germanischen Persönlichkeiten zu füllen. Unter den fürstlichen Männern konnte man beim besten Willen keine finden; sowohl König Heinrich wie Kaiser Otto hätte ein Heiligenschein noch merkwürdiger zu Gesicht gestanden, wie dem „heiligen“ Realpolitiker Heinrich II. Aber ein Frauenbildnis läßt sich viel leichter auf nazarenischen Stil umzeichnen. Das geschah denn auch mit solchen Frauen wie Mathilde, der Mutter und Adelheid, der zweiten Frau von Otto I. In Wirklichkeit waren gerade diese Frauen durchaus politischen Formates; sie nahmen leidenschaftlichen Anteil an der Politik und haben diese mehrere Male unheilvoll beeinflußt.

Wo wir denn auch eine Frau finden, die sich nicht der Gunst der geistlichen Schreiber erfreut, da bleibt von dem Heiligenschimmer nichts zurück; sie wird als frevelhaft, gewalttätig, ja sogar, was besonders bezeichnend ist, als „heidnisch von Natur“ geschildert. Eine solche ist die Gegnerin Adelheids, die Langobardin Willa, die doch nur mit aller Leidenschaft einer germanischen Frau für das Reich ihres Gemahls, des Langobarden Berengar, gegen die Burgunderin Adelheid kämpfte. Hier rutscht den geistlichen Schreibern sozusagen die Feder aus; das Bild ist plötzlich ein anderes, und die Ähnlichkeit mit

den gleichzeitigen Frauen des germanischen Nordens wird überraschend sichtbar. Eine andere Tatsache ist denn auch besonders bezeichnend, und sie hängt mit der Politik der Heiligsprechungen eng zusammen. Wir haben heute noch das Gefühl, daß dem Menschen mit seinem *Namen* etwas Wesenhaftes mitgeteilt, daß er ein Bestandteil seines Wesens wird; etwas, was man im Germanischen als „Heil" oder als „Megin", die höhere göttliche Macht, bezeichnet. In germanischer Zeit und noch lange nachher ist dies Gefühl ungleich stärker gewesen. Aber unter all den heiligen Männern und Frauen jener Zeit findet sich kein einziger Name, der der biblischen Vorstellungswelt entstammte; sie sind fast alle germanisch. Das bedeutet viel mehr, als es auf den ersten Blick scheinen will: es beweist, daß die Eltern, wenn sie ihre Kinder tauften, weit größeren Wert legten auf die Rückverbindung zu ihrem erbmäßigen, germanischen Megin, als auf eine enge Verbindung zu einem Mitglied der römischen Hierarchie. Gerade hierdurch war dann die Notwendigkeit gegeben, deutsche Heilige mit deutschen Namen in diese Hierarchie zu berufen, damit wenigstens scheinbar die römisch-christliche Substanz in die Erscheinung trete.

Aber alle Urkunden beweisen uns, daß noch im Hochmittelalter der Namensbestand fast rein germanisch ist und, was wieder sehr bezeichnend ist, daß ein gewaltiger Teil unmittelbar der germanisch-deutschen Heldensage entnommen ist. Was kann man daraus anders folgern als dies: Die Helden und Heldinnen der germanischen Sage waren für die Deutschen ungleich beispielgebender als alle Gestalten der Bibel und Legende? Und somit war die germanische Substanz in den Seelen ungebrochen; sie war weder transsubstantiiert, noch mit der römischen Substanz unlöslich vermischt, sondern eigenwüchsig und eigengesetzlich geblieben. Und das in einer Zeit, in der die Kirche jedes Lebensgebiet beherrschte; in der es ihr also weder an äußerer noch an innerer Macht fehlte, das, was überhaupt möglich war, in ihrem Sinne durchzuführen.

Haben wir erst einmal diesen Blickstandpunkt gewonnen — den Blickstandpunkt von der germanischen Substanz her —, so erkennen wir, daß auch die eigentliche kultische Lebensäußerung der gewachsenen germanischen Volksgemeinschaft, der lebende Volksbrauch, allerhöchstens umgestaltet, aber niemals „umgewesent" worden ist. Im hohen Mittelalter haben alle Stände des deutschen Volkes an diesem gemeinsamen Brauchtum Anteil, selbst die obersten Reichsgewalten schlossen sich nicht davon aus. Friedrich II. von Hohenstaufen ließ 1236 seine Braut Isabella von England durch einen Umzug von Schiffswagen nach Art der germanischen Frühlingsumzüge in Köln festlich empfangen. Als er selbst später eine Reichsversammlung in Mainz hielt, tagte er auf einem Felde, das die „Wurmlage" hieß, also auf einer Kultstätte völkischer Frühlingsfeiern. Aus derselben Zeit hat uns der wundersüchtige Mönch Caesarius von Heisterbach eine unschätzbare Nachricht hinterlassen: in Aachen wurde ein Baum mit einem Kranze errichtet, also ein Maibaum, und der Priester Johannes ließ ihn fällen. Aber der Advokat Wilhelm ließ ihm zum Trotze einen noch höheren Baum wieder aufstellen; dieser Wilhelm aber gehörte dem königlichen Hoflager an. Wer dächte da nicht an die von Bonifatius gefällte Donnereiche und die aus ihrem Holze gezimmerte Kapelle! Aber der Eifer seines Aachener Nacheiferers war vergeblich. Er stieß auf eine völkische Einheit, die, entgegen allen üblichen Reichstheorien, nicht in Rom gewachsen war; sie unterschied sich von der Romanitas ebensosehr, wie das germanische „Reich" vom römischen „Status". An solchen Sinnbildern können wir oft besser als an Abstraktionen erkennen, worum es im letzten Grunde geht. Der Römer glaubt die Substanz getötet zu haben, wenn er den Baum gefällt hat. Der Germane glaubt an die Beständigkeit der Substanz auch im gefällten oder verdorrten Baume; darum hat er zu seinem lebenden Werkstoff, dem Holze, ein grundsätzlich anderes Verhältnis als der Römer zu dem seinen. Und dies ist wieder gerade in der Kaisersage in höchster Sinnbildlichkeit ausgedrückt. Wenn in der Notzeit der Kaiser aus dem Berge wiederkehrt, so wird er seinen Schild an den dürren Baum hängen, und

der Baum wird wieder grünen. — Dieser dürre Baum ist kult- und mythengeschichtlich nichts anderes als der heilige Pfahl des Germanen, der Weltbaum in Gestalt der Irminsul; der Kultbaum, der einst auf den Gräbern stand und der in der heiligen Bannerstange, im Gerichtspfahl und den daraus hervorgegangenen Rolandssäulen weiterlebt, und der auch in den nordischen Hochsitzsäulen zu kennen ist. In ihm lebt das Megin, der Ahnengeist der Gräber, oder mit unseren Worten: es ist die Dauerhaftigkeit der Substanz alles lebendigen Volkstums. Daß dieser „dürre Baum" in die Sage vom Reiche, in unsern höchsten Reichsmythos übergegangen ist, das beweist, wie sehr *unser* Reichsmythos im Germanischen wurzelt. Er ist ein unerhört großartiges Sinnbild für den Glauben unseres Volkes an seine eigene unvergängliche Wesenheit.

Spielt dies Bild nicht auch in die Sage vom Tannhäuser hinein, der bei der heidnischen Göttin im Berge haust und vergeblich die Gnade des Papstes zu Rom erlangen will?

> Der Papst hat ein Stäblein in seiner Hand
> und das war also dürre:
> „Als wenig das Stäblein grünen mag,
> kommst du zu Gottes Hulde!"

Aber das Stäblein *ist* wieder ergrünt, und wir sind wieder zu „Gottes Hulde" gekommen; und auch der wintergrüne Baum wird in diesem Jahre wieder grünen — trotz aller Mächte, die ihn für ewig verdorrt sehen möchten.

Plaßmann.

Der Lichterbaum

Von Otto Huth

Bedauerlicherweise gibt es bis heute keine vergleichende Darstellung des indogermanischen Baumkultes. Bei allen indogermanischen Völkern, von denen uns Überlieferungen bewahrt sind, finden wir den Baumkult, und mit Recht hat man in ihm einen der altertümlichsten Züge indogermanischer Religionsübung erkannt. Heilig waren die Schutzbäume der Gehöfte, einzelne Bäume in der Landschaft und ganze Haine. Die heiligen Bäume und die heiligen Haine waren unverletzlich, denn in ihnen wohnte die Gottheit. Aus Altgriechenland sind uns strenge Kultvorschriften erhalten, die die Unverletzlichkeit der heiligen Bäume einschärfen. Und noch in der deutschen Volksüberlieferung des vorigen Jahrhunderts erfahren wir von einem heiligen Baum, in dessen Nähe es verboten war, zu schelten, lärmen und streiten. Von diesem Baume scheute man sich Zweige zu brechen, ja man vermied es sogar, das trockene Reisig, das unter dem Baume lag, fortzunehmen.

Übereinstimmende Bräuche verschiedener indogermanischer Völker zeigen, daß schon im indogermanischen Altertum aus dem heiligen Hain Bäume und Zweige zu kultischen Zwecken geholt wurden. Nur in diesem Fall war es erlaubt. Von einem heiligen Baum stammte der Zweig oder Kranz, den der Sieger bei den Wettspielen in Altgriechenland errang; aus dem heiligen Hain stammte der Segenszweig, mit dem sich die Römer am Neujahrstage beschenkten. Wir dürfen annehmen, daß es in Germanien nicht anders war. Bei den volkstümlichen Festen in allen germanischen Ländern taucht immer wieder der Baum in irgendeiner Form auf. Der Kultbaum steht recht eigentlich im Mittelpunkt der völkischen Feste. Man denke an den Oster-„Palm", den Maibaum, die Mittsommerstange, die Zweige und Kränze der Ernte- und Herbstfeste und den Weihnachtsbaum. Ebenso finden wir den Kultbaum in den Festbräuchen, die den menschlichen Lebenslauf begleiten: Wir erinnern an den Geburtsbaum, den Hochzeitsbaum und -kranz und den Grabbaum und Totenkranz. An jedem Fest hat der Kultbaum eine andere Gestalt und

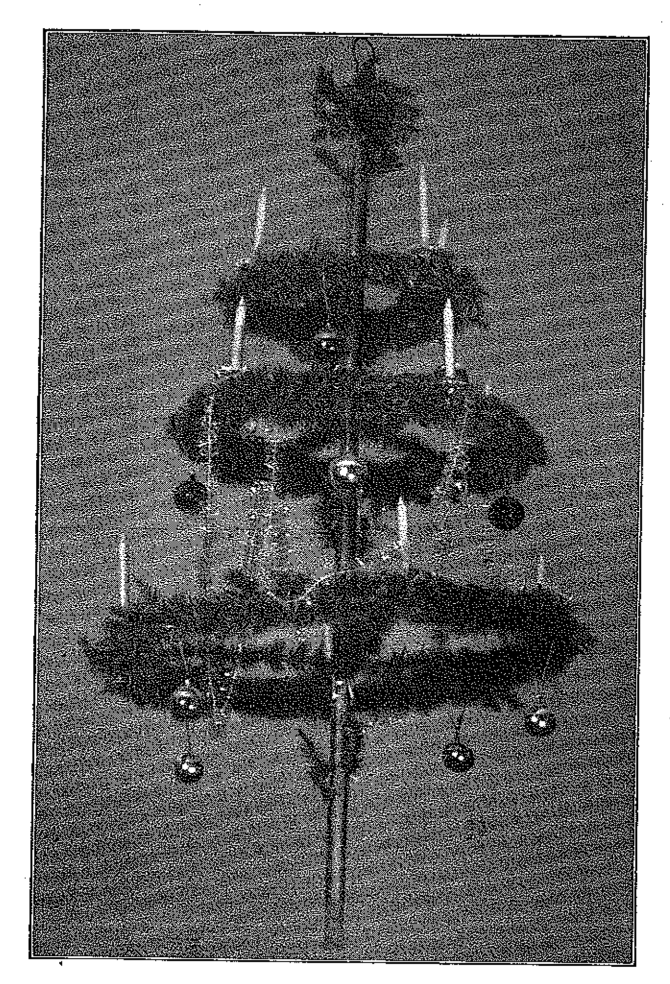


Abb. 1.
Hängender Reifenbaum (Thüringen)
Aufn.: Das Ahnenerbe

von Landschaft zu Landschaft wandelt sich seine Form. Aber all diesen Festbäumen ist gemeinsam ihre Herkunft aus dem heiligen Hain; es sind heilige Bäume, die als Träger des göttlichen Lebens gelten. Man holt sie ins Dorf und ins Haus, um den Segen der Götter dem menschlichen Leben und Werk zu verleihen. Der Schmuck des festlichen Baumes macht seine Göttlichkeit offenbar. Das Wesen der Götter ist nach indogermanischer Anschauung leuchtendes Feuer. Die Erscheinungen der Götter sind von strahlendem Glanz umgeben. Auch die heiligen Bäume leuchten, wenn die Gottheit sich in ihnen offenbart. Daher werden die Kultbäume als leuchtende Bäume dargestellt; sie tragen Lichter und sind mit Flittergold geschmückt, das ihnen einen fließenden Glanz verleiht. In Griechenland und Persien spielten im Kult metallene Bäume eine Rolle. Das Metall wird man zur Nachbildung des heiligen Baumes gewählt haben, um seinen göttlichen Glanz zu verdeutlichen. Auf dreifache Weise wird die Macht des Baumes, sein göttliches Feuer auf den Menschen übertragen. Eine Form ist die Berührung mit dem Baumzweig, das ist der sogenannte Schlag mit der Lebensrute. Am Nikolaustag wird heute noch in manchen Gegenden jedem Kinde die Rute geschenkt, und ursprünglich mußte jeder mit der Rute geschlagen werden, denn die Berührung mit der Rute bringt Segen und Glück. Die Rute als Strafmittel ist eine kirchliche Umdeutung. Diese Berührungsbräuche finden wir in verschiedener Form in der Zeit der heiligen zwölf Nächte, d. h. der Zeit zwischen Weihnachten und Dreikönigstag. Eine andere Form der Übertragung der göttlichen Macht ist das Schauen des Baumes. Goethe, der den Lichterbaum in Straßburg kennenlernte, hat im Werther hervorgehoben, daß den jungen Menschen „die unerwartete Öffnung der Tür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Äpfeln in paradiesische Entzückung setzte“. Die dritte Weise schließlich ist das Essen der Früchte vom heiligen Baum. Die ältesten Belege vom Weihnachtsbaum, die aus dem Elsaß stammen, sprechen bereits vom Plündern und Abblümen des Baumes. Das Zuckerwerk, das Gebäck und die Kuchen und die nie fehlenden Äpfel und Nüsse werden verzehrt. Das ist im 17. und 18. Jahrhundert, in die uns die ältesten Belege führen, schon nur mehr ein Kinderspiel. Doch ist unverkennbar, daß es sich um den Nachklang

eines tiefernsten Kultbrauches handelt. Die Weihnachtskuchen sind Honigkuchen; der Zuckerbaum, wie der weihnachtliche Kultbaum in einigen Gegenden heißt, ist der Honigbaum, denn Honig ist das volkstümliche alte Versüßungsmittel. Es ist nicht zu kühn, vom Zucker- oder Honigbaum auf den Metbaum zurückzuschließen, und in der Tat erscheint die Weltesche im germanischen Mythos als Metbaum. Der Tau vom Weltbaum, von dem sich die Bienen nähren, ist der Honig, und der Honig ist die Grundsubstanz des Mets, des ältesten indogermanischen Kulttranks. Hier ergänzen sich nun vor allem germanische und griechische Überlieferung. Nektar und Ambrosia, Honigtrank und Honigspeise, genießen die Götter und sind eben deshalb Götter. Die Unsterblichkeit, das ewige Leben, d. h. nach ursprünglicher heidnisch-indogermanischer Auffassung die Verjüngung und Wiedergeburt, verleiht der Genuß des Honigmets. Die germanischen Götter hinwiederum müßten altern, wenn sie nicht von den goldenen Äpfeln äßen, die die Göttin Idun besitzt. Aus den deutschen Volksüberlieferungen ergibt sich noch mit aller Deutlichkeit, daß das Essen des Apfels an bestimmten Festtagen, so insbesondere auch am Weihnachtstag, kultische Bedeutung hatte. Jeder mußte den Apfel essen, den Apfel vom heiligen Baum, der das Abbild des Weltbaumes war, um des göttlichen Lebens teilhaftig zu werden, um sich Gesundheit und Gedeihen zu sichern.

Trotz der späten Bezeugung des lichtergeschmückten Weihnachtsbaumes — er wird zuerst erwähnt in einem Brief der Liselotte von der Pfalz, in dem sie die Weihnacht auf dem väterlichen Schloß in Heidelberg schildert — ist nicht zu bezweifeln, daß der leuchtende Kultbaum bereits germanisch und darüber hinaus altindogermanisch ist. Das ergibt sich daraus, daß wir Lichterbäume im Kult mehrerer indogermanischer Völker, z. B. der Slawen und Iren, nachweisen können, und daß wir in den Kirchen des germanischen Kulturkreises seit romanischer Zeit

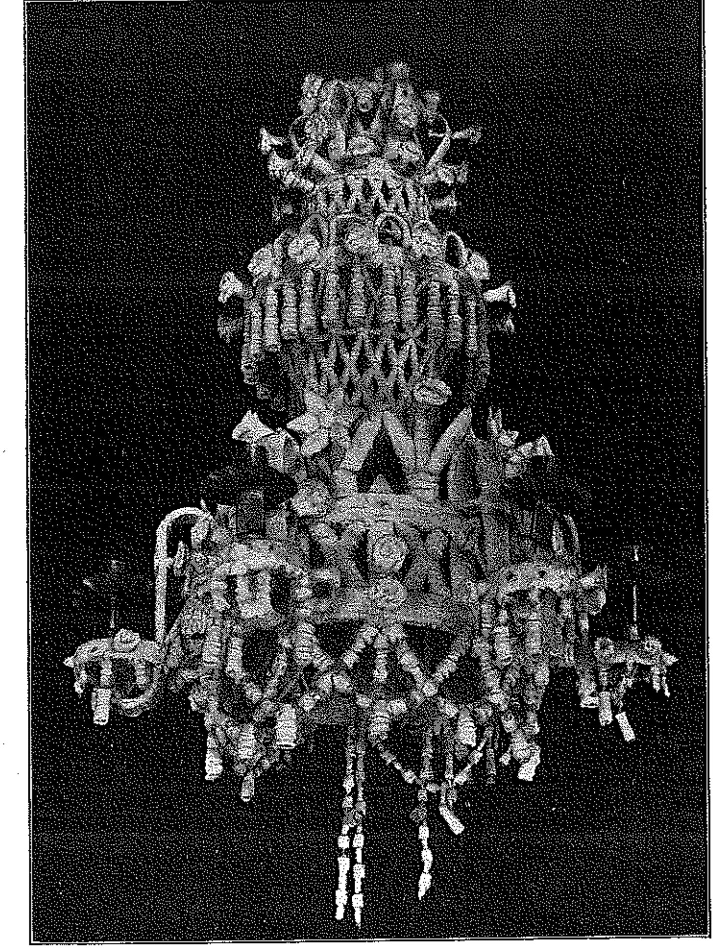


Abb. 2. Weihnachtliche Salzkrone der Halloren. Sechs Lichter stehen im Kreis. Das Salz verleiht der Krone einen flimmernden Glanz
Original im Staatlichen Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin. Aufnahme des Museums

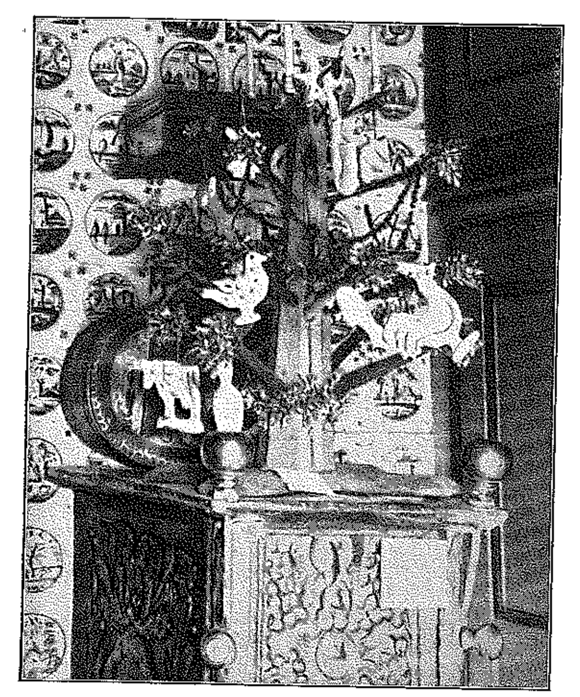


Abb. 3. Weihnachtsbaumgestell. Museum Wyk auf Föhr
Aufn.: Dr. S. Lehmann

Baumleuchter finden. Diese kirchlichen Baumleuchter, die teilweise über vier Meter hoch sind, können nicht allein aus antiken und palestinensischen Vorbildern erklärt werden. Vielmehr werden sie im wesentlichen aus germanischen Kultüberlieferungen verstanden werden müssen. Es ist an der Zeit, sie einmal vom volkstümlichen Brauchtum und dem völkischen Sinnbildergut aus zu betrachten. Auf Weberei, Stickerei und dem verschiedensten Schnitzwerk finden wir immer wieder den sechs- oder achtästigen Baum, der bereits richtig als Darstellung des Weltbaumes gedeutet wurde. Man bedenke noch, daß der Weltbaum nach eddischer Überlieferung von leuchtendem Glanz umgeben ist und man wird nicht mehr daran zweifeln, daß die kirchlichen Baumleuchter unter Verwertung von Anregungen aus dem griechischen und römischen Altertum aus germanischen Kultgedanken heraus gestaltet worden sind. Die Übereinstimmung mit dem alttestamentlichen „siebenarmigen" Leuchter ist das Unwesentlichste an ihnen, obschon sie ihr die Aufnahme in die Kirche verdanken. Der indogermanische Mythos vom Weltbaum hat seine kultische Entsprechung im Lichterbaum. Im lichtertragenden grünen Baum ist uns, nur äußerlich umgedeutet, ein großartiges germanisches Kultsymbol erhalten geblieben[1].

Drei Steinzeitgräber Schleswig-Holsteins (Schluß)

Von Freerk Haye Hamkens

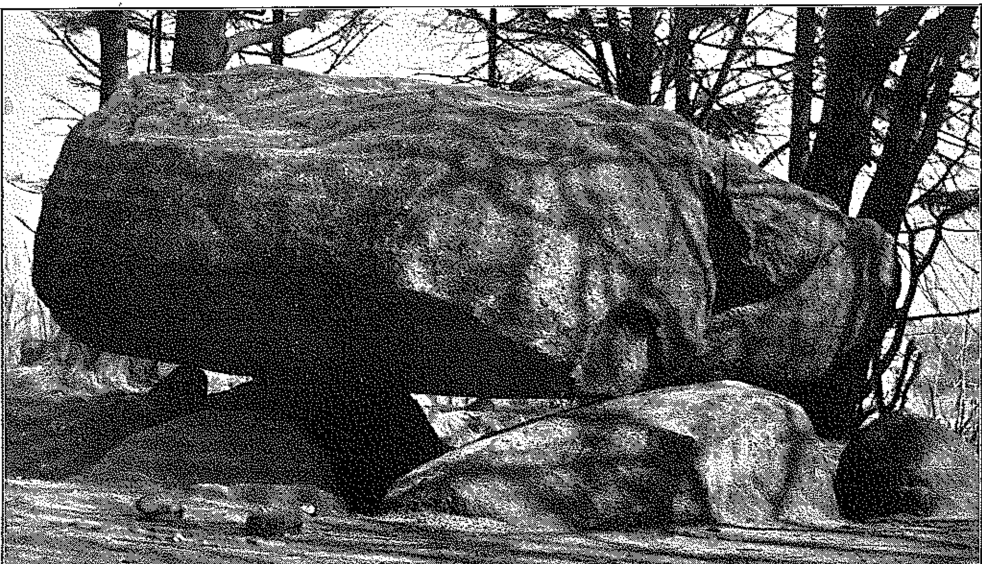
Der Brutkamp

liegt bei Albersdorf in Dithmarschen. Er ist ein Großsteingrab von der selteneren sechseckigen Form (Abbildungen 3 und 4). Nach Schwantes können sich aus dieser die Ganggräber entwickelt haben, die der Norden als „Riesenstuben", ähnlich unserem „Hünen"grab bezeichnet. In Albersdorf weiß man allerdings von Riesen nichts, desto mehr aber von Zwergen zu berichten. Sie sollen im Brutkamp gewohnt haben. Jeder, der das erstemal vorüberging, mußte etwas zurücklassen, am besten ein Bändchen oder einen Senkel (Schnürriemen). Wer einen Sechsling gab, fand kurz danach auf seinem weiteren Wege ein kleines Brot.

Ernst Joachim von Westphalen sagt in seinen Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et Megapolensium, IV. Band, Seite 222, außerdem:

„Sonsten berichtet auch noch ein guter Freund von eben dieser Opffer Stätte zu Albersdorff und der darunter befindlichen Höle folgendes: Daselbst ist auch eine Höle

[1] Die Belege und viele Ergänzungen findet man in meinem Buch „Der Lichterbaum", Berlin, Widukind-Verlag A. Boß; vergleiche auch meinen Aufsatz: „Herkunft und Sinn des Lichterbaums" in Germanien, Dezemberheft 1936.



Aufn.: F. H. Hamkens
Abb. 3. Brutkamp bei Albersdorf in Dithmarschen von Südwesten

und Heidnische Opffer Stätte, wovon die Alten mir gesagt, wenn man einen Sesling vor Zeiten habe in die Höle geopffert, habe der, so das Geld hingelegt, allzeit ein kleines Brodt, wenn er aus der Höle gegangen, vor sich gefunden. Es haben auch die Subterranei daselbst sich aufgehalten, welche von den Leuten allerhand Gefäße, als Töpffe, Kessel etc., geborget und wieder an den Ort gebracht. Die Einwohner des Dorfes Arbeke nahe hierbey, haben ihnen müssen Ochsen zur Abfuhr leyhen, welche früh Morgens auf der Hoff-Stete in vollem Schweiß gestanden, für den Fuhrlohn haben sie noch heute diesen Tag dieses, daß ihr Vieh keine ansteckende Seuche bekommt, auch wenn Lungensucht ist, und ein solches Beest in diesem Dorfe gekauft wird, obschon unwissend, so klebet es bey denen anderen doch nicht, und dieses ist gewiß."

Die gewaltige Anlage (Umfang des Decksteines 9,60 m, Innenmaß der Kammer von Ost nach West 3,40 m, von Nord nach Süd 2,70 m, Innenhöhe 1 m) macht es schon verständlich, daß das Grab unter den vielen einst in der Albersdorfer Flur befindlichen Grabbauten und -hügeln einen besonderen Namen erhalten hat. Aber auffällig bleibt trotzdem die Bezeichnung gerade als „Brutkamp". — Zur Erklärung wird meist gesagt, daß Verlobte hier ihren Verspruch zu tun pflegen. Das würde den Stein also zu einer Art öffentlich-rechtlichen Ort machen. — Auch Westphalen beschäftigt sich an der angegebenen Stelle eingehend mit dem Namen und seiner möglichen Deutung. Er schreibt:

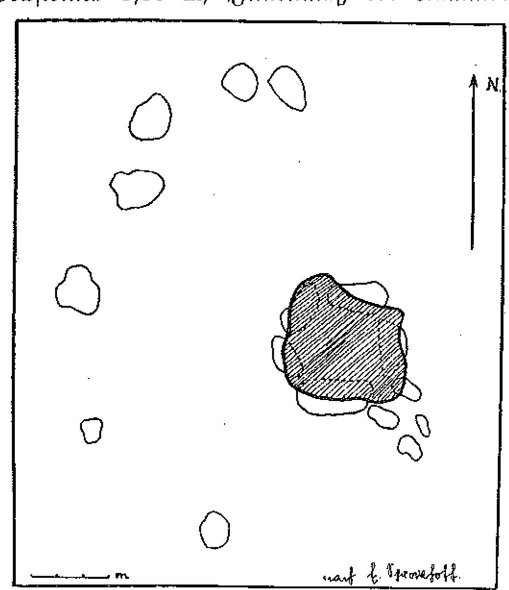


Abb. 4. Plan des Brutkampes

Campi nomen Brutcamp.

Campus Albersdorffensis hodie audit *Brutcamp*, non ut vulgo putant a *Frea, nuptiis* vel *gildis* ibi celebratis, nec a Danico & Gothico *broede, briyt & bryotur*, mulcta, transgredior, sed a Celtico & Anglo-Saxonico Brut, semita, via fortunata, *Broyd* regione, patria, *Brutar*, magnificentia, docentibus Verelio, Gudmundo Andreae, Wormio, Boxhornio *in Islandicis, Runicis, Britannicis*. Hinc Brutbenk, cujus mentio fit *in statutis Slesvic. c. 103.* inter locos, judiciali autoritate instructos, refertur, & forte fuit judicium populare vel Sandmannorum sub dio celebratum; quem significatum facile illustraveris tum Runica notione *Brugda, Brut*, consilio praesenti; tum testimonio Junii *in gloss. Goth. p. 100* ubi a *brudd*, populari, derivare satagit *fratrum civiumque denominationem*. Accedit glossa Isonis *Magistri*, qui *Brut* explicuit conjunctionem, pactum. In jure antiquo Norvagico occurrit vox *Brudfard*, quam Bielckius in *Summariis Danici & Norvag. jurisp. 109.* explicat *ordinem vel pompam nuptialem a nymphis sponsae adornatam*. Et ex documento Seculi XIII. sanctionem quandam notavit Dufresne *T. I. p. 1324. Nemo quodammodo sit ausus facere fieri* Festum *quod appellatur* Brut, *quia ibi Deus plurimum offenditur*. Convenit *brutlufti* — apud Otfridum, dies festus, dies nuptialis, notante Frisch in *glossar. Germ. p. 129.* Benck autem, Islandis *Beck*, est collis vel locus editior, judicium, sedes Scabinorum, *Schopfenbanck*, unde & *Brutbenck* facile dicitur locus eminentior in mallis & conviviis, ubi judex, sponsa, & qui est honoratior, considet. Recte Autor *Teutonistae, Vocabularii Coloniae an. 1475 impressi*, Banckspannen explicuit judicium intentare, *Gericht hegen; quae ipsa formula occurrit in Chartis Oldenburgicis & in speculo Saxonico, L. I. art. 70 L. III. art. 69, 88.* Ubi formulae: *Die* Bäncke *verrücken, zur Banck schweren*, quibus adde proverbium: *auf die lange Bank schieben*, judicium protrahere.

In Übersetzung: „Der Albersdorfer Kamp heißt heute Brutkamp, nicht weil, wie allgemein angenommen wurde, Freia dort in Hochzeiten oder Gilden gefeiert wurde, noch vom Dänischen oder Gotischen broede, briyt, bryotur = das Gemolkene, was ich übergehe, sondern vom Keltischen und Angelsächsischen Brut = Pfad, glückbringender Weg, Broyd = Gebiet, Vaterland, Brutar = Großartigkeit, wie sie Verelius, Gudmund Andreas, Wormius, Boxhornius im Isländischen, in Runen und im Britannischen lehren. Von dieser Seite her wird der Brutbenck, der im Schleswiger Staatsrecht c. 103. erwähnt wird, zu den Orten gestellt, die mit richterlicher Gewalt versehen sind, und vielleicht ist hier einmal ein Volksgericht oder Sandmannsgericht unter freiem Himmel feierlich gehalten worden. Diese Bezeichnung wird leicht erläutert durch die runische Erwähnung Brugda, Brut = ein Rat an Ort und Stelle, zum anderen durch das Zeugnis des Junius in Gloss. Goth. p. 100, wo man seine Not haben wird, von brudd = die Gemeinde betreffend, die mittelbare Bezeichnung für Bürger und Bruder abzuleiten. Dazu kommt die Worterklärung Isos, der Brut als Vereinbarung, als Vertrag erläutert hat. Im alten norwegischen Recht begegnet die Vokabel Brudfard, die Bielckius in Summariis Danici et Norvag. juris p. 109 erklärt als Hochzeitszug, der von jungen Frauen für die Braut zugerichtet wurde. Aus einem Dokument des 13. Jahrhunderts erwähnt Dufresne eine Klausel: Niemand solle irgendwie sich unterstehen, ein Fest zu feiern, das Brut genannt wird, weil Gott dort meistens beleidigt wird.

Dazu stimmt Brudlufti bei Otfried, ein Festtag, ein hochzeitlicher Tag, den Frisch erwähnt in Glossar. Germ. p. 129. Benck, im Isländischen Beck, ist ein Hügel oder ein erhabener Platz, ein Gericht, Sitz der Schöffen, Schöffenbank, weshalb der Brutbenck leicht ein besonderer Platz genannt werden kann, auf dem bei feierlichen Gelegenheiten der Richter, die Braut oder wer sonst an zu ehrenden Personen anwesend ist, sitzt. Richtig erklärt auch der Autor des Teutonista Vocabularii, Coloniae an 1475, den Ausdruck Banckspannen als Gericht hegen, und die gleiche Formel begegnet in Chartis Oldenburgicis und im Sachsenspiegel L. I. art. 70 L. III. art. 69, 88, daher die Formeln: die Bänke verrücken, zur Bank schwören, ferner das Sprüchwort: auf die lange Bank schieben."

Die obenerwähnte Stelle des Schleswiger Stadtrechtes lautet: Neune tuchnisse synd in der stad ane dingthuge, brutbenke unde dat vor dem raede schut unde wynkop, de nicht synt myn dan twee lude; wedder desse tuchnisse ward dat lantrecht nicht ghebroken. Die hier erwähnten „brutbenke" werden in einer Erklärung als locus Judicii bezeichnet und sind somit Benennung für einen Gerichtsort oder eine Gerichtssitzung. — Das stimmt auch überein mit den Belegen und Schlüssen, die Westphalen in der oben angeführten Stelle bringt. — Heinrich Carstens nennt dazu in seinen „Wanderungen durch Dithmarschen", Lunden 1902, Seite 42, die keltischen Wurzeln brwad, braut, bryd, breuth, die samt und sonders Gericht oder Rechtshandel bedeuten. — Der Brutkamp würde also ein Gerichtsort, ein Thingplatz gewesen sein. Man kam an diesem Orte zusammen, um Recht zu schaffen, und vielleicht sind hier auch die Verspruche von Brautleuten erfolgt, welcher Brauch sich dann bis in unsere Zeit gehalten hat.

Die von Neocorus (etwa 1550—1630) I, 262 mitgeteilte und oben erwähnte Sitte, ein Band oder einen Schnürriemen am Brutkamp zu opfern, kann unter Umständen auf die Bedeutung als Rechtsort Bezug nehmen. Einmal wurde das Gerichtsfeld, der Kamp, mit Schnüren umhegt. Dann aber war die Schlinge oder der Strick, ursprünglich allerdings aus Weidenruten, ein wichtiges Rechtssinnbild.



Abb. 5. Brutkamp bei Albersdorf, nach Westphalen, MONUMENTA... GERMANICARUM etc.

Ähnliche Brutorte finden sich öfter in Schleswig-Holstein. So heißt ein Feld beim Hofe Seekamp „Brutkoppel". Auch dort liegt ein großer, flacher Stein, um den andere im Kreise stehen, also wahrscheinlich ein vorgeschichtliches Grab. Der Namensteil „Brut" ist ebenfalls mit „Braut" übersetzt worden und demgemäß ausgedeutet. — Auch die Bridfearhoger (Bridfear, friesisch = Hochzeitszug, -gefolge; Hog = Hügel) auf Sylt sind eine Steinsetzung gewesen. Es standen fünf Steine, je zwei und zwei nebeneinander, der fünfte an der Spitze, in unmittelbarer Nähe des Thinghügels von Tinnum. Neben ihnen waren zwei kleinere, seit einigen Jahrzehnten abgetragene Hügel aufgeworfen. Hier ist eine Sage von einem versteinerten Hochzeitsgefolge erzählt worden. — Ähnlich liegen die Dinge bei manchen anderen Brut- oder Brautkoppeln, -feldern, -steinen, -seen usw.

Der Poppostein

bei Hilligbek, zwischen Schleswig und Flensburg, ist ebenfalls ein Großsteingrab (Abb. 6 und 7). Die Kammer ist 2,10 m lang und 85 cm breit. Der Deckstein hat einen Umfang von etwa 6 m. Er ist ein sogenannter Schalenstein. Merkwürdigerweise befinden sich die Schalen fast alle in einem, dem nordöstlichen Viertel des Steines.

Seinen Namen hat das Grab angeblich nach dem Bischof Poppe erhalten, der um 960

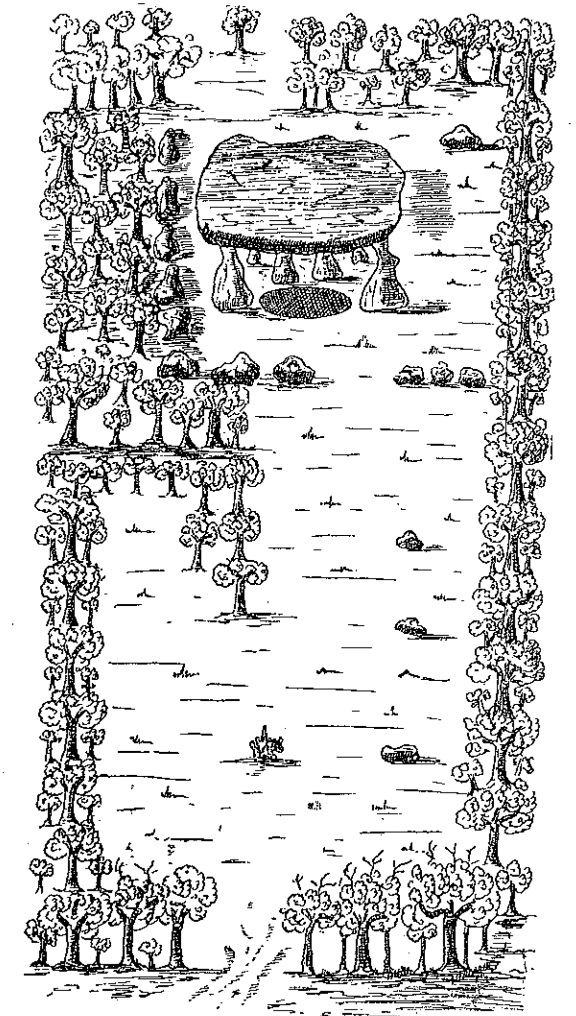


Abb. 6. Der Brutkamp nach Joh. Adrian Bolten, Ditmarsische Geschichte, 1781. Ein „Hain" von etwa 40 m Länge und 20 m Breite umgab die Steinsetzung. Durch verschiedene Baumreihen ist er „in drei Gemächer abgeteilet gewesen"

in der Schleswiger Gegend predigte, 984 Bischof in der Stadt Schleswig wurde und 1029 verstorben ist. Nach einigen Chronisten soll er aus dem Lande gebürtig und ein Däne oder Jüte gewesen sein. Heimreich nennt ihn einen Nordstrandinger. — Von seinem Namen leitet man auch das in der Nähe des Steines gelegene „Poppholz" ab.

Müllenhoff weiß folgendes zu berichten (a. a. O., Seiten 106/07, Nummer CXXVII):

„Zwischen Flensburg und Schleswig ist ein Bach, der Hilligebeke, der früher der Füdebeke hieß, aber seinen Namen änderte, weil der heilige Poppo darin das heidnische Volk taufte. Daneben heißt noch ein Gehölz das Poppholz, weil er da seine Predigten hielt. Reiter und Fuhrleute lassen ihre Pferde nicht aus dem Bache trinken, weil es bekannt ist, daß diese sich sogleich danach verfangen.

Hier bei diesem Bache hat Poppo einmal ein Wunder verrichtet. Er zog ein mit Wachs getränktes Hemd an und forderte nun die ungläubigen Heiden auf, es anzustecken; wenn er beschädigt werde, so brauchten sie seiner Predigt nicht zu glauben; bleibe er aber unversehrt, so sollten sie sich taufen lassen. Das gelobten sie. Als nun das Gewand angezündet war, erhub er seine Hände zum Himmel und erduldete den

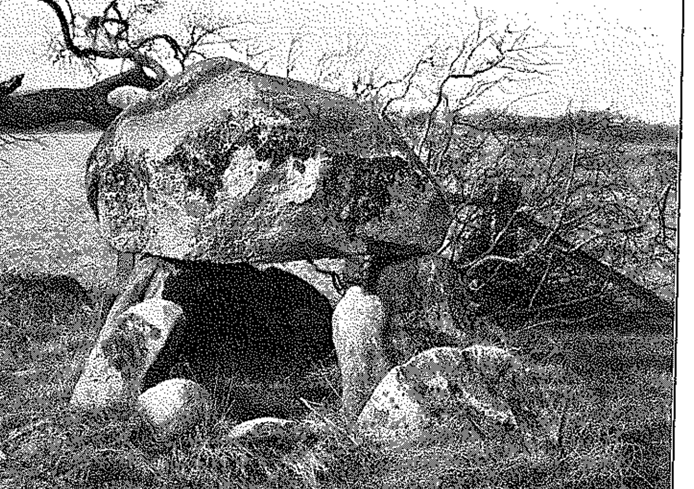


Abb. 7. Der Poppostein bei Hilligenbek, von Süden
Aufn. F. H. Hamkens

Brand mit großer Ruhe und Heiterkeit; und da es ganz heruntergebrannt war, war auch nicht ein Brandfleck an seinem ganzen Körper sichtbar. Da nahmen Tausende den Christennamen an. Einige sagen aber, dies sei zu Ripen, andere in Schleswig selbst geschehen.

Der Teufel ist dem Bischof in seinem Werke vielfach in den Weg getreten. Einmal hatte er da im Hilligenbeke eine ganze Schar getauft, als der Böse einen ungeheueren Stein ergriff und auf ihn schleuderte. Aber in seiner Wut hatte er dem Wurfe einen zu großen Schwung gegeben, und der Stein flog über dem Kopf des Bischofs hin und lag nachher noch lange auf der Heide zwischen Stolk und Helligbek. Er hieß der Teufelsstein und maß 20 Fuß in der Länge, 14 in der Breite und 12 in der Dicke. Man zeigt noch Überreste von ihm. Das meiste aber ist abgesprengt worden."

Paul Selk ergänzt diese Sagen wie folgt („In Beowulfs und Offas Reich". Hamburg 1934, Seite 8, Nr. 5): „... auch König Harald Blauzahn und sein Sohn Svend Gabelbart sind dort getauft worden ... Poppo benutzte den Stein, der auf der Poppholzer Koppel, nicht weit von dem Wirtshause Helligbek liegt, als Taufstein ...

... Zu jener Zeit kam einmal ein Fremder zu Pferde durch den Bach. Mitten darin hielt er an, sein Pferd zu tränken, und er fragte die Leute: ‚Ist dies das Wasser, in dem ihr getauft werdet?' Als sie bejahten, rief er: ‚So wünsche ich, daß mein Pferd in euer heiliges Wasser einen Dreck täte!' Sein Wunsch erfüllte sich; allein in demselben Augenblick war er mit seinem Pferde wie festgenagelt; er konnte nicht von der Stelle und mußte lange Zeit im Bache halten. Da tat er das Gelübde, den Christen des Ortes eine Kirche zu bauen, und das half ihm aus der Not. Er hielt sein Wort, und die Sieverstedter Kirche, die etwa eine halbe Stunde entfernt liegt, ward von ihm gebaut. Sie ist daher eine der ältesten Kirchen unseres Landes."

Heimreich schließlich sagt in seiner „Nordfriesischen Chronik" 1668, daß Pferde, die aus dem Helligbek trinken, „ambrüstig" werden.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Predigten und Taufen des Bischofs wohl glaublich sind. Schwieriger sieht es mit den überlieferten Namen aus. Der „Taufstein" muß von vornherein wegfallen, obwohl er bis in die neueste Zeit hinein verwandt wird; der Stein ist Deckstein eines steinzeitlichen Grabes und kann niemals zur Taufe benutzt sein. Außerdem spricht aber auch die Sage ausdrücklich von der Taufe im Bach. — Die „Helligbeke" kann zwar einen älteren Namen „Füdebeke" abgelöst haben, aber sicher vor Poppos Zeiten. Sollte erst die Anwesenheit des Bischofs Grund für die Umbenennung gewesen sein, dann wäre es auffallend, daß man zu dem „Poppostein" und „Poppholz" nicht auch eine „Poppobeke" stellte.

Zur Erklärung des Namens könnte man das niederdeutsche „Pope, Pape" heranziehen, also auf einen „Pfaffenstein" und ein „Pfaffenholz" schließen. — Es wäre aber auch möglich, daß das plattdeutsche „Poppe" = Mädchen, Kind und „poppen" = gebären zugrunde liegt. Puppe geht allerdings auf einen lateinischen Stamm zurück. Aber Kluge bringt in seinem etymologischen Wörterbuch das mittellateinische pupa einmal als Lehns-

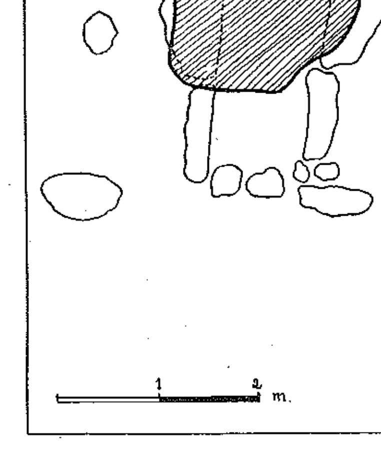


Abb. 8. Plan des Poppofteines

übersetzung des griechischen „nymphe", das ursprünglich „Braut" bedeutet. — Es besteht demnach m. E. die Möglichkeit, daß „Poppostein" eine gelehrte Bezeichnung ist, die erfunden wurde, um einen alten, ähnlich klingenden und dem neuen Glauben unangenehmen Namen zu ersetzen, daß weiter diese anzunehmende alte Bedeutung einen ähnlichen Sinn hatte, wie etwa das obenerwähnte „Brutkamp".

Unterstützt wird die Annahme durch die Tatsache, daß Poppo ausgerechnet am Hilligbek predigt und tauft, obwohl dieser Ort heute noch weit von jeder größeren Siedlung entfernt liegt und auch in der jetzigen Zeit nur wenige vereinzelte Gebäude auf 1 km im Umkreis zu finden sind. Mit Wahrscheinlichkeit ist zu schließen, daß hier ein dem alten Glauben bedeutungsvoller Platz war, den Poppo benutzte.

In dem Falle gewinnt es besondere Bedeutung, daß das Wasser der Beke, deren alter Name „Jütebeke" von Jöte = Riese hergeleitet werden kann, ausgerechnet den Pferden nicht bekommt. Ist hier etwa einmal eine Koppel heiliger Pferde gehalten worden oder war das Heiligtum selber dem Wode geweiht? Für diese letzte Möglichkeit kann die von Selk mitgeteilte Sage sprechen. Das Verhalten des Reiters läßt ihn als Vertreter des alten Glaubens erscheinen. Und leicht kann die Sage erfunden sein, um einen Sieg des Christentums darzutun. Ähnliche Geschichten erzählt man sich ja auch im skandinavischen Norden von Begegnungen zwischen Bekennern des Christentums und den alten Gottheiten.

Die Sieverstedter Kirche ist dem St. Peter geweiht. Da dieser Heilige oft die alten Gottheitsgestalten ablöste, könnte das in diesem Zusammenhang auch hier der Fall sein. Die Kirche selbst gehört dem 13. Jahrhundert an.

Schließlich ist noch zu beachten, daß hier einst die alte Heerstraße nach dem Norden ging, daß hier in Angeln ein in der frühen und Vorgeschichte bedeutungsvolles Gebiet vorhanden ist, und daß vermutlich wenig weiter südlich die Grenze zwischen Sachsen und Jüten gewesen ist; — Gründe genug, um anzunehmen, daß auch in der vorchristlichen Zeit der hier liegende Poppostein eine besondere und ausgezeichnete Stelle gewesen ist.

Wenn übrigens an solchen Gräbern die Landsgemeinde sich zu Bauernsprache, Thing und Gericht zusammenfand, so mag das in der immer wieder bezeugten Gewohnheit begründet sein, die Toten im Ringe der Lebenden wenigstens sinnbildlich anwesend sein zu lassen. Denn nach der alten Auffassung gehörten zu Sippe und Bauernschaft nicht nur die gegenwärtig Lebenden, sondern in gleichem Maße auch die Gewesenen.

Nächst den Sternen haben wir Menschen keine freundlicheren Boten als die Bäume. Wer hat je unter ihnen gewandelt mit stillem Mute, dem sie nicht oft alle Sorgen und Eitelkeiten des Lebens hinweggerauscht, den sie nicht mit Liebe und Sehnsucht des Himmels angeweht, dem sie nicht so manche namenlose Gefühle und wundersame Geheimnisse zugeflüstert, so manche unvergeßliche Gestalten gezeigt haben.

(Ernst Moritz Arndt)

Schlange und Herz als Sinnbild (Schluß)

Von Misch Orend

Häufig wird das Lebenswasser in der pflanzlichen Volkskunst dargestellt. Da ist es meist eine Vase, aus der der Blumenstrauß oder Lebensbaum herauswächst. Diese Gefäßdarstellung ist ungemein häufig und hat in der Renaissance eine eigene Prägung erfahren. Gelegentlich ist aus der Vase auch ein Hügel geworden oder ein welliges Gelände, aus dem der Lebensbaum wächst, nicht selten aber auch ein Herz.

Damit tritt auch das Herz als Sinnbild in die Kunst. Oft sind Vase und Herz gleichzeitig bei einer Lebensbaum- oder Straußdarstellung angebracht, so wenn das Herz über der Vase auf dem Stiel steht und nun alle Zweige oder Blumensprossen aus dem Herzen wachsen. Damit bildet das Herz den „Herzkern" der Pflanze, den sichtbaren Lebenstrieb der Pflanze.

Das Herz, das durch seinen Schlag im menschlichen und tierischen Leib das Leben und durch sein Stehenbleiben den Tod ankündet, ist auch Sinnbild des pulsenden Blutstromes, der ja wieder das Kennzeichen des Lebens ist. Das Herz ist also auch ein Sinnbild des Lebens. Als solches taucht es in der Volkskunst der Siebenbürger Sachsen nicht vor dem 16. Jahrhundert auf.

Außer diesem allgemeinen Sinn hat es noch einen besonderen, der gerade im 18. Jahrhundert durch bürgerliche Einflüsse, die in die Volkskunst hereinragen, Verbreitung fand, den der Liebe. Führte schon die Kirche das Herz als Sinnbild, so noch mehr eine sentimentale Geistesrichtung des bewußten Bürgertums.

Dadurch findet man öfter kleine Minnegaben, wie Spinnwirtel, oder geschriebene Geburtstagsbriefe, die mit dem Herzen geschmückt sind. Diese offene Anpreisung des Gefühls, das mehr im Verborgenen blüht als vor

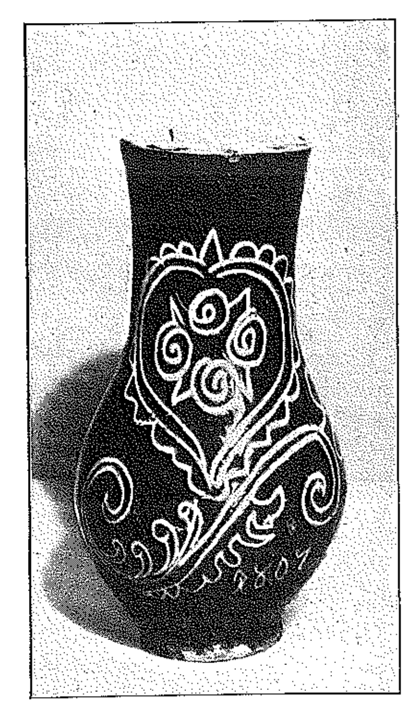


Abb. 6. Blauer Krug mit Herzblattdarstellung (1807)

Abb. 7. Fenstergitter mit Herzdarstellung (16. Jahrhundert)





Abb. 8. Schwarzgesticktes Kopftuch mit „Herzkern" im Blumenstrauß (1919)

Abb. 9. Bunter Blumenstern auf einer Bettdecke. Eigentlich ein Strauß, der aus dem „Herzkern" wächst (1905)

Abb. 9. Blauweiße Ofenkachel mit Herzblatt-Sträußchen (18. Jahrhundert)

aller Augen, hat keine große Verbreitung gefunden. Wenn das Herz in der Volkskunst auftritt, so nimmt es seine Herkunft fast immer von den Lebensbaum- und Straußdarstellungen, in denen es als „Herzkern" seine absichtslose Bedeutung hatte.

Die meisten Minnegaben sind daher nicht mit dem Herzen verziert, sondern mit dem Lebensbaum und vor allem mit dem Sonnenzeichen. Das Herz als Sinnbild der Liebe ist der Hinweis auf die Gefühle und Regungen eines einzelnen Menschen. Er allein gibt kund, was in seinem Herzen sich regt, er will seine eigene individuelle innere Haltung darstellen und bekanntmachen.

Die Minnegabe mit dem Lebensbaum oder Sonnenzeichen als Heilszeichen bleibt zwar Ausdruck der Minne, da der Beschenkte an und für sich durch den Empfang der Gabe weiß, aus welcher inneren Haltung die Gabe überreicht wurde. Darüber hinaus aber weist das Heilszeichen auf das Heil hin, dem die Gabe und mit ihr der Begabte geweiht sind: dem starken Leben, der Reinheit der Sonne, dem übergeordneten Ordnungsgesetz, dem der Schenkende und Beschenkte sich unterordnen und geloben.

Die Liebe ist nur ein besonderer Zustand des Lebens, das Übergeordnete ist das Leben, das alle Regungen der Seele mit umschließt. Das Sinnbild einer individuellen Regung, der Liebe, konnte erst dann in die Kunst dringen, als der Mensch sein Einzelwesen über die Sippe, über das Volk, über den allumfassenden Ordnungswillen stellte, als er sein Individuum, sich selber als einzigen Ordnungswillen gelten ließ und damit auch seine eigenen individuellen Regungen und Zustände für allein maßgebend hielt und dem Weltordnungswillen überordnete.

Cividale und Verona, zwei langobardische Herzogstädte

Von Prof. Emerich Schaffran-Wien

Als 568 die Langobarden, vom Karst her, schrittweise und ohne wesentliche Kämpfe Oberitalien einnahmen, haben sie in allen wichtigeren Städten Herzöge eingesetzt. Es geschah dies zuerst in Cividale, das damals und noch auf längere Zeit hinaus den antiken Namen Forum julii führte, ferner in Treviso, in Verona, dann in Trient, das die Verbindung mit der nordischen Heimat deckte, in Brescia, Bergamo, Como, in Mailand, wo wiederholt die Krönungen der Könige stattfanden, in Asti und in Turin. Pavia, nach langer und harter Belagerung gefallen, wurde Hauptstadt und Königssitz, und nun erstreckte sich das Reich auch südlich des Po, wo Cremona, Parma und endlich Bologna Sitze eines langobardischen Herzogs wurden.

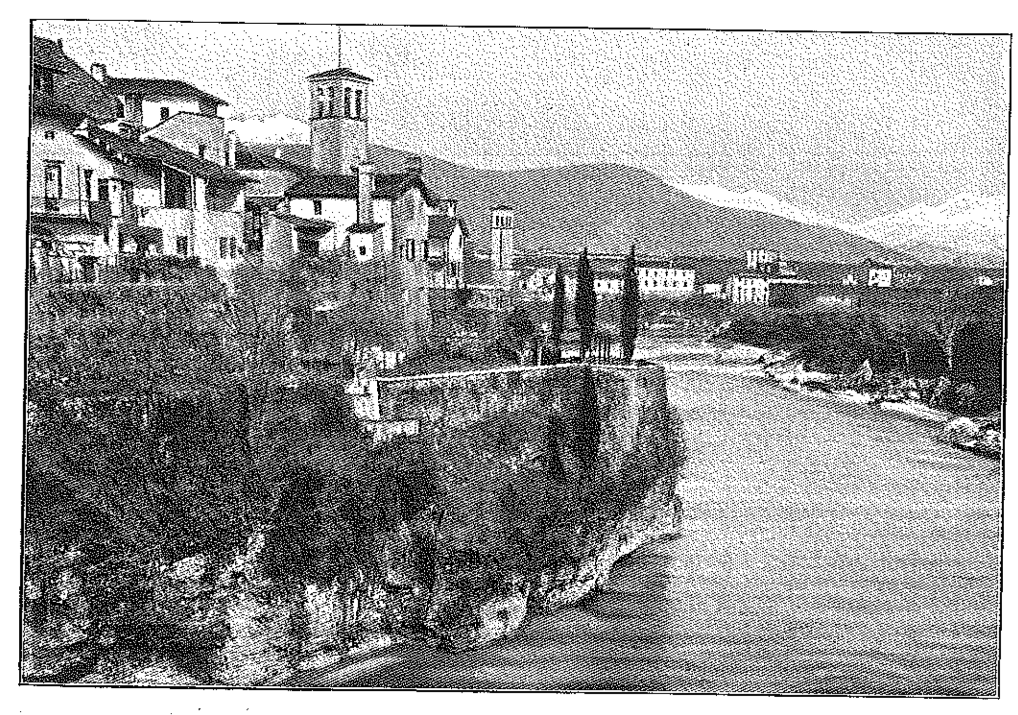


Abb. 1. Cividale gegen die Voralpen
Aufn.: Raccolte Municipale

In allen diesen Städten findet man also eine Menge historischer Erinnerungen an diese zweifellos große Zeit, und diesen historischen Erinnerungen tritt noch eine bescheidenere Zahl von Denkmälern zur Seite. Sie ist nicht in allen Städten gleich, sie fehlt z. B. fast ganz in Treviso, Bergamo und Cremona, aber wo wir sie antreffen, hilft sie vor unseren erstaunten Augen das Bild deutscher Staatskunst und deutscher bildender Kunst erstehen zu lassen. Die Kunde, die wir heute noch von jenen Herzogstädten haben, vermitteln uns trotzdem weniger die meist kaum oder nur schwer datierbaren Denkmäler, als vor allem die Hauptgeschichtsschreiber der Langobarden Paul Warnefried, genannt Paulus Diaconus, mit seiner warmherzig und volkhaft bedeutsam geschriebenen Historia langobardorum, und dann eine Reihe von ihm folgenden Chronisten und Annalisten, die vielfach schon Wahrheit mit späterer Verunklarung mengten.

Abgesehen von der Königsstadt Pavia nennt nun Paulus Diaconus am meisten Verona und besonders gern Cividale. Und dies ist begreiflich, denn der wakkere Mann stammte aus Forum Julii-Cividale, und es verbanden ihn mit dieser schönen und militärisch wichtigen Stadt nicht nur die Interessen des Geschichtsschreibers, sondern auch die Bande des Blutes und der Jugenderinnerungen.

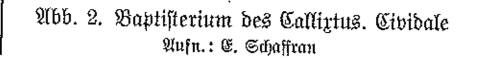


Abb. 2. Baptisterium des Callixtus. Cividale
Aufn.: E. Schaffran

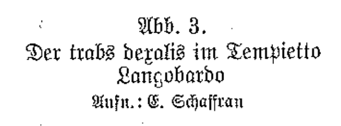
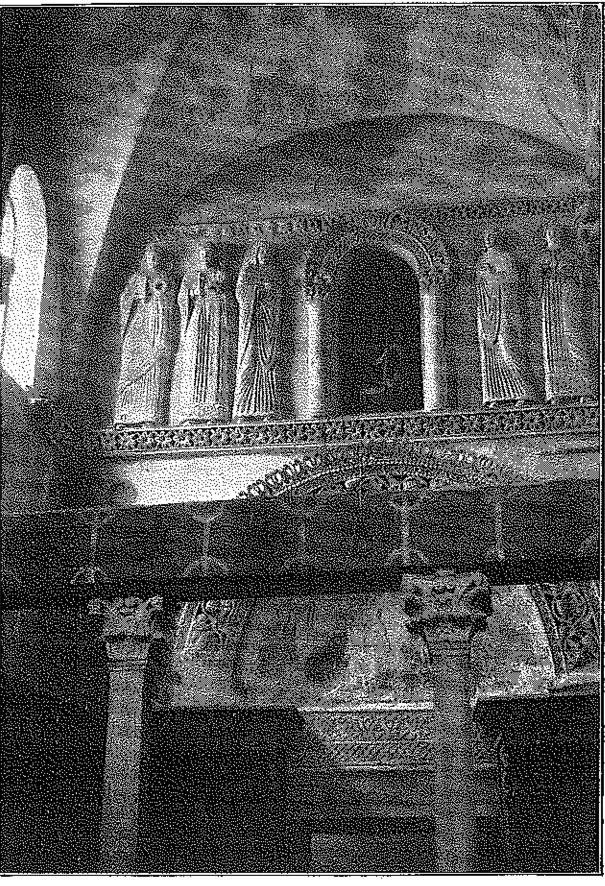


Abb. 3.
Der trabs dexalis im Tempietto Langobardo
Aufn.: E. Schaffran



Wer heute Cividale, diese Stadt am Alpenrand, betritt, wird über die Erinnerungen an die glorreiche Langobardenzeit erstaunt sein. Sie erstrecken sich nicht nur auf die ganz ungewöhnlich bedeutenden langobardischen Kunstbestände im königlichen Museum und auf die Fülle der in verschiedenen Kirchen untergebrachten sonstigen Kunstdenkmäler, sondern auch auf das tägliche Leben. Da gibt es eine Piazza Paolo Diacono, eine Via Duca Gisulfo, da gibt es das angebliche Geburtshaus des Paulus und, köstlich genug, ein Café Langobardo. Auf Schritt und Tritt gehen mit uns die Schatten aus großer deutscher Vorzeit und sie nehmen des öfteren in so manchem großen, blonden und blauäugigen Menschen sichtbare Gestalt an. Die Umgebung hat auch sprachliche Erinnerungen an die deutsche Zeit — sie sei langobardisch oder fränkisch — bewahrt. Denn wie deutsch klingen, um nur zwei Beispiele zu nennen, im Ton oder im Sinn die Ortsbezeichnungen Richinwalda und Pravisdomini! Wer das schöne Hochalpenland der Carnia durchwandert, wird diese Beispiele mühelos vervielfachen können.

Wenn in Cividale irgendein Fund aus ferner, „barbarischer" Vorzeit gemacht wurde, so deutete ihn die unermüdlich schaffende Phantasie des Volkes in die Zeit des Herzogs Alboin. Denn er war der erste germanische Herr der Stadt. Er, der 568, vom Karst herabsteigend, in Cividale zum erstenmal italischen Boden betrat, erkannte sofort die politische und militärische Bedeutung der Stadt und setzte aus diesem Grund hier einen besonders verläßlichen Mann, seinen Neffen Gisulf, als Herzog ein. Aus dessen Zeit stammt ein mächtiger Steinsarkophag im Museum, ja, man meinte sogar, gestützt auf eine heute mit Recht angezweifelte Inschrift darauf, in ihm die Grabstätte des Herzogs zu sehen. Aus seiner Zeit, sicher aus dem Grab eines Edelings, rührt dann ein wunderbares Goldkreuz her, das in allen seinen Einzelheiten langobardisches Kunstwollen und dessen Verbindung mit dem alten Volkstum deutlich zeigt. Diese langobardische Kunst und Volksart begann sofort die kampflos besetzte Stadt zu durchdringen. Es bildete sich um die heute nicht mehr im Platz nachweisbare herzogliche Burg ein langobardisches Quartier, an dessem Rand sich 768 jenes Oratorium Santa Maria della valle erhob, das heute unter dem Namen „Tempietto langobardo" für jeden Deutschen ein Kunst- und Nationaldenkmal ersten Ranges sein muß. Wenn auch vieles in diesem kleinen Kirchenbau, wie die dreiteilige Apsis vorlangobardisch,

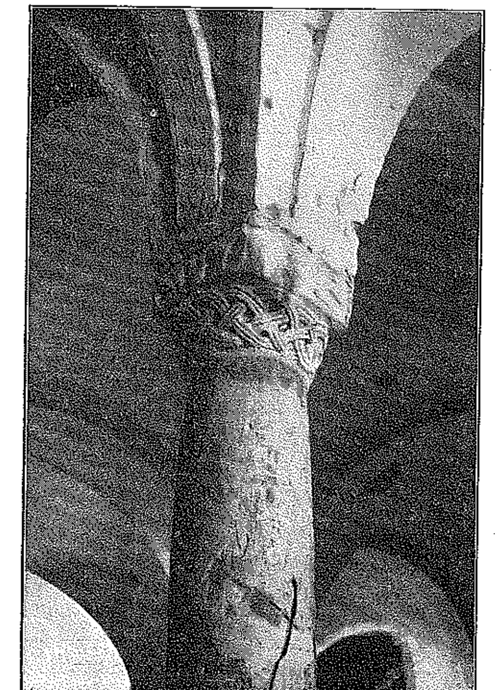


Abb. 4. Verona, S. Procolo, Krypta

die wunderbare Ausschmückung der Wand mit sechs Stuckfiguren weiblicher Heiliger eine deutsche Arbeit aus dem hohen Mittelalter ist, so sind hier in Kleinigkeiten noch immer viele sichtbare Erinnerungen an die Zeit der Langobarden vorhanden. Solche findet der Freund deutscher Frühzeit (und wer wäre dies nicht?) in dem schönen, schon prunkhaft späten Baptisterium des aquilijensischen Erzbischofs Callixtus im Dom, geschaffen um 740, und rauher, sieghaft-nordischer, in dem aus der gleichen Zeit stammenden, reich mit Bildwerken geschmückten Altar in St. Martin, den die Söhne des Herzogs Pemmo ihrem Vater zur Erinnerung setzten. (H. 11/36, S. 354, Abb. 8.)

Anfänglich waren die Langobarden noch Arianer; deshalb lagen ihre Friedhöfe abgesondert von jenen der Katholiken; es wurde dies nun kulturgeschichtlich sehr brauchbar, da diese Friedhöfe nach dem Fall der langobardischen Herrschaft verödeten, in Vergessenheit gerieten und erst dem modernen Forscher ihre unermeßlichen Schätze echten germanischen Volkstums öffneten. Sie birgt in tadelloser Aufstellung das Museum von Cividale.

Sie schlagen die Brücke hinüber nach Verona, der zweiten Herzogstadt der Langobarden, von der hier gesprochen werden soll, denn auch in der Umgebung von Verona fanden sich des öfteren bedeutende Gräberfelder aus der Deutschen Zeit des 7. und 8. Jahrhunderts. Das ist gerade für Verona wichtig, da die sonstigen langobardischen Denkmäler in dieser kunstreichen Stadt weitaus geringer an Zahl und weitaus unbedeutender sind wie in Cividale oder wie in dem nahen Brescia. Denn während in Cividale Mittelalter und Renaissance nur eine stillere Tätigkeit entfalteten, blühte in Verona machtvoll eine wunderbare und außerordentlich reiche Romanik und Gotik empor, die, wenn sie auch aus deutschem Kunsterbe zehrte, doch viele Denkmäler aus früher Zeit vernichtete oder überarbeitete. Ein Beispiel dafür ist S. Lorenzo mit seinen nachlangobardischen beiden Rundtürmen an der Westseite. (Heft 11/36, S. 351, Abb. 3.)

Blutig beginnt die langobardische Geschichte

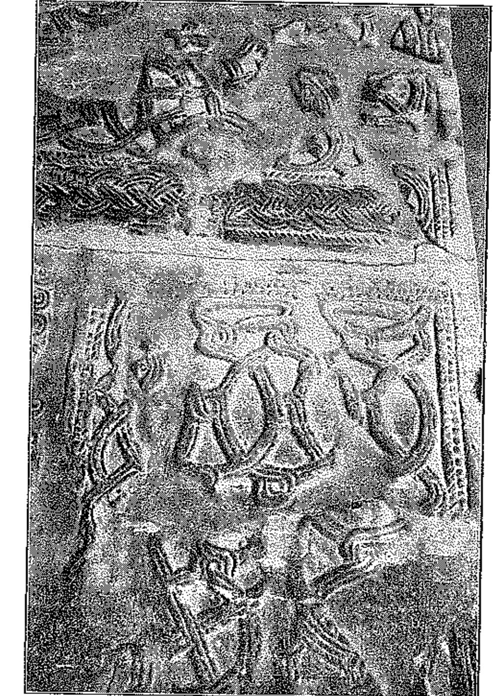
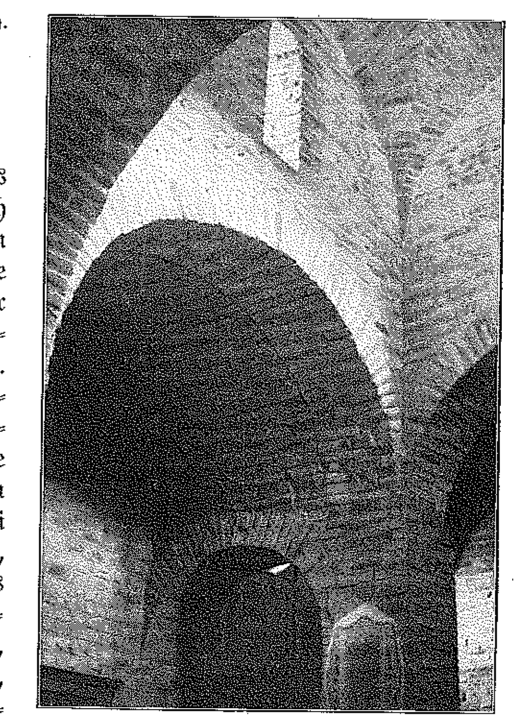


Abb. 5. Verona, S. Lorenzo, langobardische Platten im Vorhof

Abb. 6. Verona, Sta. Teuteria et Tosca. 8. Jahrh.



Veronas. Im berühmten Palast Dietrichs von Bern, also des Gotenkönigs Theoderich des Großen, ermordete Rosemunda, des ersten Langobardenkönigs Alboin männersüchtige Frau, ihren Gemahl, und ein sagenhaft reicher Germanenhort fiel durch Verräterhand langobardischer Mithelfer in byzantinische Hände. Das Ganze war eine unappetitliche Ehebruchsgeschichte. Dieser menschlichen Finsternis steht hell zur Seite die liebenswürdige Erzählung von der Vermählung der Königin Theudelinge mit ihrem ersten Gatten Authari auf dem Sardisfeld, nördlich von Verona, „wo am fünfzehnten Tag des Wonnemonats (589) unter allgemeinem Jubel das Beilager vollzogen wurde" (Paulus Diaconus, III. Buch, Kap. 30). Und so erlebte Verona, die schirmende Stadt des Etschtales, der Langobarden Freud und Leid. Hier spielte sich auch der letzte Akt der Tragödie vom Untergang des Reiches ab, als sich Adelchi, des wankelmütigen letzten Königs Desiderius kühner Sohn, nach dem Fall von Pavia mit wenigen Getreuen nach Verona warf und dort den Franken wütenden Widerstand leistete. Doch ist dies genau so sagenhaft, wie die in der Chronik von Novalese erzählte Rückkehr des Adelchi an die Tafel des fränkischen Karl in Pavia, wo ihn der neue König an der unbezähmbaren Kraft erkannte.

Nur wenig Kunstdenkmäler hat Verona aus langobardischer Zeit erhalten, so Vieles und Schönes einst sicher vorhanden war. Eine langobardische Krypta mit späterer romanischer Einwölbung dämmert unter der Oberkirche von S. Procolo (Heft 11/36, S. 350, Abb. 2) von der langobardischen Hauptkirche zu Verona, Santa Maria matricolare, hat sich, unmittelbar dem heutigen Dom angebaut, eine schöne, wenn auch nicht sehr typische Halle erhalten, langobardische Kapitelle wurden in der Kapelle des hl. Benedikt von San Zeno maggiore und an einigen anderen Orten verwendet, langobardische Schmuckplatten und den Rest einer ornamentalen Malerei enthält S. Lorenzo, und auch die fast ganz erloschenen Fresken in den geheimnisumwitterten Grotten von San Nazzaro k ö n n e n noch aus letzter langobardischer Zeit sein. Dazu noch einiges in dem hochinteressanten Museum.

Ungleich reicher ist das Land um Verona. Wiederholt treffen wir auf die bekannten langobardischen Schmuckplatten, in Santa Maria del Gazzo, in Villanova und besonders in Cisano am Gardasee, und auch hier verkünden so manche Ortsnamen, wenigstens in ihren unitalienischen Endungen, von einer langobardischen Sprachwurzel, so Pastrengo, Bussolengo, Pacengo und Biasa, wie Fasor am Gardasee; und der Ortsname Valgatara führt als Vallis Gottharia sogar in vorlangobardische Zeit zurück. Die nördliche Umgebung von Verona enthält ferner noch zwei der bedeutendsten Denkmäler aus hochlangobardischer Zeit. In erster Linie die auf weithinschauendem Hügel prachtvoll gelegene Kirche San Giorgio di Valpolicella. Sie ist, auch in dem halbgermanischen Oberitalien eine unerhörte Seltenheit, doppelchörig und in ihrer älteren Westhälfte von langobardisch schwerer Wucht

(Heft 11/36, S. 351, Abb. 4). In ihrer Ostapsis steht der einzige, noch heute am Platz befindliche große Ziboriumaltar, der als gesicherte langobardische Kunst bezeichnet werden muß. Auf zwei Säulen trägt er eine lange Inschrift; sie nennt Liutprand als König, Ursus, Juventinus und Juvianus als Künstler, Vidalianus und Tancol als Priester, Gondelme als Verfasser der einzigartigen Inschrift, Refol als Gastalden (Ortsrichter) und Vergondus, Theobald und Foscari als Kustoden (?) der Kirche. Jede Einzelheit in dieser ergreifenden Kirche San Giorgio di Valpolocella (wie schön ist hier noch die Landschaft mit dem Blick auf Alpen, Gardasee und grenzenlose Ebene) zeigt schönste und reinste langobardische Kunst.

Südlich des Burgberges von Garda, jener von deutscher Geschichte trächtigen Stätte, verbirgt die aus dem 11. Jahrhundert stammende Kirche San Severo zu Bardolino am Gardasee eine bisher ganz unbekannte, zum erstenmal von mir aufgenommene und photographierte Krypta, die gleich des Ostteiles der Krypta San Salvatore in Brescia (Heft 11/36, S. 349, Abb. 1) noch die urtümliche flache Decke trug und deren Stützen mit Flechtbändern, Reihen von Sonnenrädern und Hakenkreuzen geschmückt ist. Alle diese Denkmäler stehen mit der Stadt Verona in engem Zusammenhang. Denn wie die Königin Theudelinde in der Hochsommerhitze aus Mailand in ihren Palast zu Monza übersiedelte, „weil der Ort zur Sommerszeit durch die Nähe der Alpen ein gemäßigtes Klima hat" (Paulius Diac., IV/21), so können auch San Giorgio di Valpolicella und der Bardolino benachbarte Burgberg von Garda schon von den langobardischen Herzögen als eine Art Sommerfrische besucht worden sein.

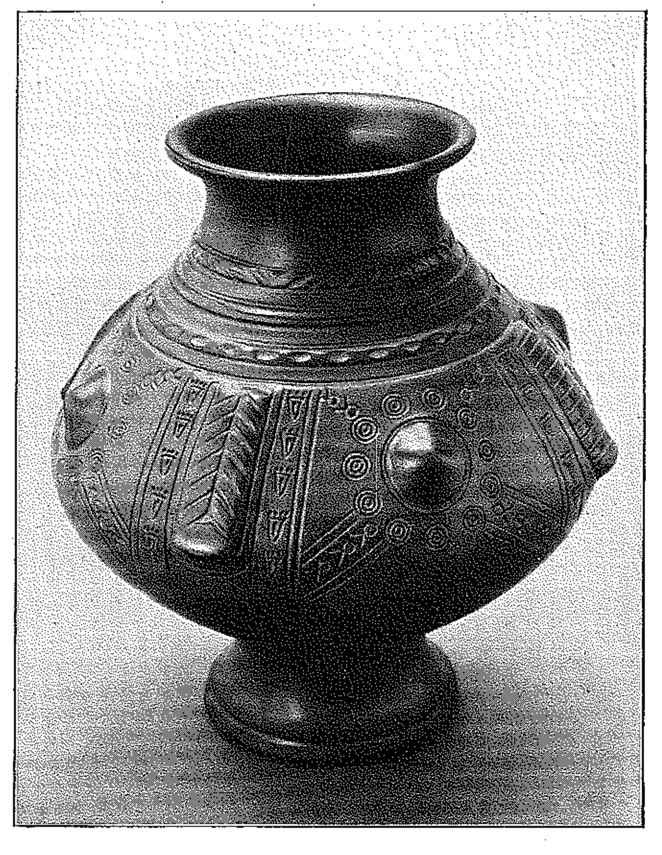
Zur Wiederbelebung deutscher Volkskunst

Die SS-Porzellanmanufaktur Allach, von deren Erzeugnissen wir in Heft 7 1937 einiges unter dem gleichen Titel „Zur Wiederbelebung deutscher Volkskunst" veröffentlichten, hat am 21. Oktober 1937 ihre erste Verkaufsstelle in Deutschland in Berlin W 9, Hermann-Göring-Straße 2—3, eröffnet. Die an uns gelangten diesbezüglichen Anfragen aus dem Leserkreis finden hiermit die gewünschte Beantwortung. Wenn das aufstrebende Allacher Werk erst jetzt auf diese Weise an die Öffentlichkeit tritt, so will es damit seine Überzeugung zum Ausdruck bringen, daß Kunstporzellan keine Massenware sein soll, sondern wirkliche Kunst. Ursprünglich war sein Gebrauch den Höfen, später dann den jeweils zahlungskräftigeren Schichten vorbehalten. Es liegt ganz im Zuge der Wiederbesinnung auf die völkische Gemeinsamkeit, wenn nun auch das Kunstporzellan dem Volke in seiner Gesamtheit zugänglich gemacht werden soll. Dieses Ziel, das sich die SS-Porzellanmanufaktur Allach gesetzt hat, bindet nicht nur in bezug etwa auf die Preisgestaltung, obgleich auch das natürlich wichtig ist, sondern vor allem auch in bezug auf die wirkliche künstlerische Hochwertigkeit des Gebotenen; wobei kein besserer Weg beschritten werden kann, als der der Rückkehr zu den Grundlinien der Volkskunst.

Bei der nebenstehenden Abbildung handelt es sich um eine Nachbildung aus der Porzellanmanufaktur Allach von einer altsächsischen Buckelurne, welche dem Reichsführer SS Himmler zu seinem Geburtstage am 7. Oktober d. J. überreicht worden ist. Das Original ist von SS-Sturmbannführer K. Th. Weigel im Keller des Landesmuseums Hannover, wo sie bis dahin unerkannt geruht hatte, wiedergefunden worden; inzwischen hat der Leiter des Museums, Prof. Dr. Jacob-Friesen, bereits einen Bericht über den Fund in „Forschungen und Fortschritte" 18/37 veröffentlicht.

Die Urne ist nach Jacob-Friesen etwa der Zeit um 400—450 n. Ztw. zuzuschreiben. Das Bemerkenswerte an ihr ist, daß sie auf den vier Längsbuckeln, die sich auf der

Nachbildung einer altsächsischen Buckelurne aus dem 5. Jhrdt. n. Ztw. von Wehden (Kr. Lehe) mit Odalrunen und Lebensbaum.
(Original im Landesmuseum Hannover)



Schulter des Gefäßes herabziehen, zweimal Darstellungen des Lebensbaumes trägt und zweimal je eine Reihe waagerechter Querstriche, die man als „Leitermotiv" kennt; daß diese Längsbuckel von je zwei Reihen von fünf Zeichen in der Form von Fußsohlen begleitet sind, wie sie ähnlich in der Kultsymbolik besonders der schwedischen Felszeichnungen häufig vorkommen; daß ferner die Felder, innerhalb deren sich die Spitzbuckel befinden, diagonal durch Reihen von Zeichen geteilt sind, die deutlich die Gestalt von Odalrunen zeigen. Die Odalrune gehört zu den Runenzeichen, die sowohl als Schriftrunen, wie auch als reine Sinnbilder verwendet wurden. Ihr Name „odal", in älterer Form „othala", bedeutet: von den Ahnen ererbter Besitz. Das Wort führt uns auf den wahren und alten Sinn des Zeichens: das Land, das die Ahnen schon bebauten, zu pflügen und zu pflegen ist die Grundlage der Würde des Mannes und seiner Sippe. Diese Sinndeutung kann man als völlig gesichert betrachten; unter anderem wird eben diese Schlinge noch in der mittelalterlichen Handschrift des Beowulf als Abkürzung für „edhel" = odal verwendet. Wir sehen hier also vier Sinnbildzeichen aus germanischer Vorstellungswelt vereinigt: das Zeichen des bäuerlichen Adels; den „Lebensbaum", der in der Weihnacht die Lichter trägt, der in der Volkskunst oft über dem Brunnen des Lebenswassers stehend dargestellt ist; die heilbringende Fußspur des „Jahrgottes" (nach H. Wirth) und die „Leiter", deren Sinn auf der Bestattungsurne vielleicht das Herabsteigen in die Unterwelt ist. Es ist die Frage, ob man diese Zeichen in sinnhafte Beziehung zueinander setzen darf, weil die Volkskunst heute kaum einen festen Begriffszusammenhang ausdrückt. Wie im Märchen jedoch zeigen sich hier gewisse Leitgestalten, die uns, während die Hauptsache immer der Gegenstand selber bleibt, jede für sich einen Einblick tun lassen in die Vorstellungswelt unserer Ahnen.

Hans Bauer.

Die Bücherwaage

Der Neue Brockhaus. Allbuch in 4 Bänden und einem Atlas. 1. Band A—E, 2. Band F—K. F. A. Brockhaus-Verlag, Leipzig, 1937. Format Oktav. Leinen 10,— Reichsmark.

Was man sonst selbst bei neuen Handwörterbüchern zu vermissen pflegt, eine eingehende Berücksichtigung der Germanenkunde auf Grund neuester Forschungsergebnisse und völkischer Auffassungen, das ist in diesem ausgezeichneten Handbuch in vollständiger und erfreulicher Weise enthalten. Der Grundaufsatz „Germanien" und die Einzelaufsätze über germanische Religion, Kunst usw. zeigen eine erfreuliche Vertrautheit mit den neuesten Forschungen und eine ebenso erfreuliche Einstellung zu den Gesamtfragen. Darüber hinaus sind in einer größeren Fülle von einzelnen Stichworten germanenkundliche Dinge behandelt, so daß man sich aus diesem gedrängten Handbuch über alles Wesentliche in ausreichender Weise unterrichten kann. Besonders anerkennenswert ist es, daß bei allen Wörtern auf die sprachgeschichtliche Herkunft (germanisch oder nicht) hingewiesen und häufig auch eine kurze Etymologie unter Hinzuziehung des Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen gegeben ist. Das ist in dieser Art von Handbüchern etwas Neues; es wird dazu beitragen, den Sinn für lebensgesetzliche Sprachzusammenhänge, der leider in weiten Kreisen noch sehr zu vermissen ist, zu stärken. Der neue Brockhaus kann daher vom Standpunkt der Germanenkunde aus als erfreulich bezeichnet werden.
Pl.

Ernst Otto Thiele, **Sinnbild und Brauchtum.** Ludwig Voggenreiter Verlag, Potsdam 1937. 160 S. Kart. 3,80 RM.

Der Verfasser, Leiter der kurmärkischen Stelle für Volksforschung, legt in dieser Weise den Ertrag einer mehrjährigen Forschungsarbeit vor, die sich auf das volkskundlich bisher etwas vernachlässigte Gebiet der Kurmark erstreckt. Wenn im allgemeinen die Auffassung vorherrschte, daß diese „Sandbüchse des heiligen Reiches" auch für das lebendige Volkstum ein dürrer Boden sei, so wird diese Auffassung durch Thieles Werk gründlich widerlegt. Er begründet seine Darstellung auf einer Untersuchung der Sinnbilder aus Werken der märkischen Volkskunst und erweist dann diese Volkskunst als Ausdrucksform märkischen Brauchtums. Besonders wichtig ist der Nachweis, daß Brauchtumsformen verschiedener deutscher Stämme in das märkische Brauchtum so eingeschmolzen sind, daß man von einem einheitlichen märkischen Stammescharakter auf diesem Gebiete sprechen kann. Die sehr reichhaltige Bildersammlung ist eine Fundgrube für den Volkskundler im allgemeinen wie für den Sinnbildforscher im besonderen.
Pl.

Stapel, **Parzival.** Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg 1937. 488 Seiten. Geb. 6,50 RM.

Der Parzival von Wolfram von Eschenbach gehört zu den Grundwerken germanischen Geistes in Deutschland trotz vieler fremdartig anmutender Einzelheiten. Wenn er leider bisher nicht in dem Maße in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist, wie andere große Werke unseres Mittelalters, so liegt das vor allem daran, daß es bisher an einer lesbaren Verneuhochdeutschung fehlte. Die Reimübersetzung von Simrock ist in dieser Hinsicht unzulänglich; schon weil sich das mittelhochdeutsche Reimpaar in seiner musikalischen Lebendigkeit und metrischen Eigenart nicht ohne weiteres ins Neuhochdeutsche umpressen läßt. So ist der Gedanke, eine Prosaerzählung daraus zu machen, durchaus in der Linie der Entwicklung gelegen, die unsere Erzählkunst vom Mittelalter bis heute durchgemacht hat. Stapels Übertragung hält sich im besten Sinn getreu an das Original, ohne dadurch die eigene Lebendigkeit im geringsten zu gefährden. An schwierigen Stellen weist er in Fußnoten auf den Urtext hin; ein Vergleich mit der Simrockschen Übersetzung zeigt, daß er Irrtümer ausgemerzt hat, die seit Simrock unbesehen bis heute weitergegeben wurden.
Pl.

Jutta Barchewitz, **Von der Wirtschaftstätigkeit der Frau.** Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1937. 117 Seiten. Brosch. 4,20 RM.

Diese Arbeit gibt an Hand einer Sonderuntersuchung einen überraschend ergiebigen Querschnitt durch die germanische Kulturgeschichte, in dem die wichtige Stellung der germanischen Frau besonders deutlich sichtbar wird. Sie ist daher geeignet, unser Germanenbild nach dieser innerlichen Seite hin zu ergänzen, und zwar nicht durch vage und willkürliche Traktate, sondern durch exakte und sachliche Untersuchungen. Die Sorgfalt der Quellenangaben gibt für die allgemeine Germanenkunde wertvolle Einzelheiten.
Pl.

Karl Helm, **Altgermanische Religionsgeschichte.** Band 2: Die nachrömische Zeit. Heidelberg 1937, Winter-Verlag.

Soeben beginnt der langerwartete zweite Band der Altgermanischen Religionsgeschichte von Helm in Lieferungen zu erscheinen. Nach Abschluß des zweiten Bandes wird der inzwischen vergriffene erste Band in neuer Bearbeitung herauskommen. Die Darstellung Helms zeichnet sich durch große Sachlichkeit aus; alle in Frage kommenden Quellen werden berücksichtigt, vor allem auch die Denkmäler. Wir werden auf Einzelheiten noch zurückkommen und empfehlen die Arbeit Helms allen, die sich eingehend mit dem Studium der germanischen Religion beschäftigen wollen.
Dr. Otto Huth.

Jan de Vries, **Altgermanische Religionsgeschichte.** Bd. 2: Religion der Nordgermanen. Berlin 1937, de Gruyter-Verlag. Geh. 12,— RM., geb. 13,— RM.

Das große zusammenfassende Werk von de Vries muß — wie wir bereits bei der Besprechung des ersten Bandes hervorhoben — jeder durcharbeiten, der in die wissenschaftliche Erforschung der Religion der Altgermanen eindringen will. De Vries zieht das gesamte gelehrte Schrifttum heran, insbesondere auch die wichtigen Arbeiten der skandinavischen Forscher, und berichtet in jedem Falle über die verschiedenen Auffassungen. Der vorliegende zweite Band, der die Religion der Nordgermanen darstellt, kann noch besser gefallen als der erste. Die Felszeichnungen werden ebenso berücksichtigt wie die aufschlußreichen Ortsnamen. Dabei fällt auf, daß im ersten Bande, d. h. bei der Behandlung der südgermanischen Überlieferung, die Ortsnamen beiseite blieben. Es ist zu wünschen, daß dies bei einer neuen Auflage geändert wird. Sehr erfreulich ist es, daß de Vries einen klaren Blick zeigt für die indogermanischen Entsprechungen vieler germanischer Überlieferungen. Entgegen manchen voreiligen Entlehnungshypothesen, die auch in letzter Zeit noch im gelehrten Schrifttum spuken, erkennt de Vries die Eigenwüchsigkeit der germanischen Religion. Wie im ersten Bande ist leider de Vries auch im zweiten der Bedeutung der späteren Volksüberlieferungen nicht gerecht geworden.
Dr. Otto Huth.

Unbekanntes Deutschland. Eine Buchreihe herausgegeben von Hans Kunis, Leipzig, Moritz Schäfer-Verlag.

Hans Kunis, **Wildenberg, die Gralsburg im Odenwald.** Broschiert 1,80 RM., gebunden 3,— RM.

Walter Hotz, **Die Walterichkapelle in Murrhardt.** Gebunden 1,90 RM.

Kurt Rieger, **Grenzburgen im Nordgau.** Gebunden 2,50 RM.

Walter Hotz, **Mittelalterliche Groteskplastik.** Gebunden 2,50 RM.

Diese neue Schriftenreihe empfehlen wir wärmstens. Die Bändchen sind sehr schön ausgestattet und eignen sich zu Geschenkzwecken. Die Arbeit von Hotz über die „Mittelalterliche Groteskplastik" ist für die Sinnbilderforschung wichtig. Hans Kunis zeigt in seinem Buch über die Burg Wildenberg überzeugend, daß wir in ihr das Vorbild der Gralsburg Wolframs zu sehen haben.
Dr. Otto Huth.

Richard Benz, **Die deutsche Romantik.** Die Geschichte einer geistigen Bewegung mit 16 Bildtafeln. 487 Seiten. Geheftet 8,— RM., Ganzleinen 10,— RM. Verlag Philipp Reclam, Leipzig.

Richard Benz gibt zum erstenmal eine umfassende Gesamtdarstellung der deutschen Romantik, in der wir eine entscheidende völkische Bewegung zu sehen haben. Romantischen Forschern verdanken wir die Begründung der Germanenkunde und der deutschen Volkskunde. Gegenüber Irrtümern der rationalistischen Wissenschaft des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat jüngste Forschung Ergebnisse und Ahnungen der genialen Gelehrten der deutschen Romantik bestätigt und ihre Fragestellungen wieder aufgenommen. Es wird daher jeder Freund der germanischen Vorzeit und des deutschen Volkstums begrüßen, daß wir nun in dem vorliegenden Werk eine umfassende Würdigung dieser bewunderungswürdigen Epoche der deutschen Kulturgeschichte besitzen, die auf allen Gebieten der Kunst und der Wissenschaft Schöpferisches geleistet hat.
Dr. Otto Huth.

Volk erzählt. Münsterländische Sagen, Märchen und Schwänke, gesammelt und herausgegeben von Gottfried Henßen. Verlag Aschendorff, Münster. 408 Seiten.

Diese neue Märchensammlung geht im besten Sinn auf den Spuren der Brüder Grimm und zeigt, wie erstaunlich reich unser Volkstum heute noch an selbständiger Geistesüberlieferung ist: wenigstens in solchen Gegenden, wo die Zivilisation noch nicht alles niedergewalzt hat. Henßen ist der Leiter des Archivs für Volkserzählung, seine Methode, die nur bei enger Vertraut-

heit mit dem Volkstum und der bäuerlichen Seele durchführbar ist, zeigt sowohl die unbestechliche wissenschaftliche Kritik wie auch Herzenswärme, ohne die alle Volkskunde armseliges Stückwerk bleiben muß. Die Volkserzählungen entstammen hauptsächlich dem westlichen Münsterland, einem Markgebiet zwischen Reich und Holland, das in seiner Unberührtheit allerdings ein ausgezeichneter Boden für eine urwüchsige Vorstellungswelt ist. Die Erzählungen sind durchweg in niederdeutscher Sprache wiedergegeben, was sehr wichtig für die Wahrung ihres eigentlichen Charakters ist. Dieses verdienstvolle Werk sollte viele andere deutsche Landschaften zur Nacheiferung anregen. Plaßmann.

Heinar Schilling, **Das politische Weltbild.** Nordland Verlag, Magdeburg.

Heinar Schilling zeigt hier an dem Beispiel von zwanzig großen Stilepochen die zeitliche und innere Zusammengehörigkeit des Kulturellen und des Politischen. Es hat noch keine Hochkultur, worunter der Zusammenklang von Schöpferwille und Leben bestanden sei, gegeben, die nicht im Bereich des Politischen in einem Staate seine wehrhafte und sichere Burg gefunden hätte. Heinar Schilling greift aus der überwältigenden Fülle des Stoffes in richtiger Beschränkung die größten und klarsten Epochen heraus; beginnend mit Ägypten und China über Iran, Hellas und Rom, übergehend zum deutschen Mittelalter mit Romanik und Gotik, schließend mit dem Technizismus und der Gegenwart, — alles zu nennen ist hier nicht möglich. Es zeigt sich, daß sowohl politische wie kulturelle Strömungen nur dann wirklich zukunftstragend sind, wenn beide wenigstens in einem Punkte eine ursprüngliche Einheit sind; es sind ja seit jeher sowohl das Gebäude des Staates wie die Blüten der Kunst, wenn sie gesund waren, jeweils e i n e m natürlichen Boden entsprossen: dem Volkstum, in dessen Tiefe die Treue zur Vergangenheit im ganzen und die Zukunftsfreudigkeit im einzelnen fest gegründet sind. Schon aus der Vielzahl von „—ismen" aus der jüngsten Vergangenheit erhellt, daß dem Zeitalter des „Liberalismus" und „Materialismus" das Gefühl jener Einheit verlorengegangen war.

Hans Bauer.

Heinar Schilling, **Germanische Führerköpfe.** Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Gebunden 2,85 RM.

Das Buch erzählt in flüssigem Stil von dem Leben und den Taten germanischer Führer von Ariovist bis Wittekind. Das Besondere jeder Gestalt in ihrem zeitgemäßen Rahmen wird in lebendiger Weise dargeboten. Zuweilen, wenn der Gegenstand den Verfasser unmittelbar packt, gelingen ihm Stellen von größerer Eindringlichkeit, als man es von Nacherzählungen aus zweiter Hand gewohnt ist.

Heinar Schilling, **Germanische Frauen.** Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Gebunden 2,85 RM.

Ähnlich wie in seinem Buche „Germanische Führerköpfe" erzählt Schilling hier von germanischen Frauen, wobei er besonders auf die Sage zurückgreift. Wenn jenes für Jungens als Geschenk geeignet ist, so ist dieses für Mädchen zu empfehlen.

Heinar Schilling, **Haithabu.** Verlag Koehler & Amelang, Leipzig. Gebunden 4,80 RM.

Wiedererstandenes Bild und Geschichte der Wikingerstadt Haithabu nimmt Schilling zum Ausgangspunkt und Angelpunkt für eine Erzählung der Frühgeschichle des norddeutschen Raumes, wobei den Hauptteil die Darstellung der Sachsenkriege ausmacht; er sieht gewissermaßen die Vorgänge von Haithabu aus, was sehr dazu beiträgt, den Eindruck der Unmittelbarkeit in seiner Schilderung zu heben. Das Buch ist sicher geeignet, Interesse zu wecken.

Friedrich Bubendey, **Der Spaten Gottes.** Aufwärts-Verlag.

Ein Versuch, den Glaubenskampf unserer Zeit in Romanform zu gestalten. Aber die Verbindung von Schicksalserzählung und weltanschaulicher Auseinandersetzung ist nicht lebendig geworden, ist Konstruktion geblieben. Es ist wohl so, daß viele im Alltag in Schlagwortformulierung denken, die von außen stammen und nicht mehr durchdacht werden wollen, vom guten Buch aber erwarten gerade diese mit Recht ein wenig mehr; das versucht der Verfasser auch zu geben, aber wie das Ganze Spuren der Flüchtigkeit zu tragen scheint, so ist auch dieser Wille im einzelnen wenig durchgedrungen. Die Idee ist an sich neu und nicht schlecht, aber bei allem guten Willen nicht folgerichtig durchgeführt. Gerade das weltanschaulich kämpferische Buch muß vor allem Tiefe haben, sonst ist es nicht wirksam und Angriffen gegenüber nicht stark genug.

Siebenbürger Sachsen. Eine Wesensschau von Misch Orend. Verlag E. A. Seemann, Leipzig. Geb. 3,— RM.

Es ist erstaunlich und wunderbar zu sehen, wie rein sich deutsche Art in der Fremde bei den Siebenbürger Sachsen erhalten hat und wie klar sie sich gerade dort dem Betrachter darstellt. M. Orend geht ohne vorgefaßte Meinungen an dieses

Leben heran und versteht es meisterhaft zu schildern. Er bringt nicht nur Wichtiges für den Volkskundler, sondern darüber hinaus einen unmittelbaren Einblick in die Welt der Siebenbürger Sachsen, er geht allen ihren Äußerungen auf den Grund, ohne etwas zu zerfasern und aufzulösen, — man spürt, er erlebt all das mit: Arbeit und Feste, Recht und Religion, Liebe und Tod. Im Mittelpunkt steht die Volksgemeinschaft, nicht als Begriff, sondern als gelebte Tatsache. Im besonderen verweisen wir noch auf die Betrachtungen über Rasse und Temperament; hier ist der Unterschied zwischen blasser Nüchternheit und Nordischem Gebändigtsein einmal grundsätzlich und klar erfaßt. — Die gute Ausstattung und die schönen Bilder verdienen hervorgehoben zu werden. Hans Bauer.

Walther Linden, **Geschichte der deutschen Literatur.** Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. Brosch. 6,— RM., geb. 7,80 RM.

Eine Literaturgeschichte in einem Band, die wir sehr begrüßen. Wer sie zur Hand nimmt, wird sogleich mit Freude feststellen, daß sie nicht nur zum Nachschlagen geeignet ist — an Nachschlagewerken ist ja in Deutschland kein Mangel —, sondern daß sie sich auch lesen läßt; auch wem die Literaturgeschichte als Wissenschaft fremd ist, der wird das doch mit Genuß und mit Gewinn tun können. In seiner Darstellung folgt der Verf. folgerichtig der Überzeugung, die er im Vorwort folgendermaßen ausdrückt: „Deutsche Dichtung ist der treue und reine Spiegel des beispiellosen Entwicklungsganges, den das deutsche Volk vom Aufbruch der nordischen Bauernvölker bis zu seiner jüngsten Reichsgründung durchschritten hat." — Die sachlichen Angaben sind dabei durchaus nicht nur auf das eben Allernotwendigste beschränkt.

Hans Bauer.

Arno Deutelmoser, **Luther, Staat und Glaube.** Eugen Diederichs Verlag, Jena 1937. Geheftet 6,— RM, in Leinen 8,50 RM.

In klarer und überzeugender Weise legt Deutelmoser dar, daß Luthers Tun und Denken trotz seiner christlichen Gestalt einem Wesen entspringt, für das andere Gesetze als diejenigen gelten, die das Evangelium verkündet, und daß dieses Wesen dasselbe ist, das in den Dichtern der alten Heldenlieder, den großen Königen des Mittelalters, in Eckehard, in Friedrich von Preußen, in Goethe und Nietzsche wirksam war und sein wird. Luther beginnt damit, daß er die Lehre Jesu von Sünde und Erlösung bis zum Letzten ernst nimmt, indem er dies tut, zeigt er den Gegensatz auf, der zwischen dem Anspruch der römischen Kirche und den Forderungen des Evangeliums besteht. Im Jahre 1525 gibt Luther seiner Lehre von dem Verhältnis zwischen menschlichem und göttlichem Willen eine feste Gestalt in seinem Buche „De servo arbitrio". Zur gleichen Zeit macht er bei den Wirren des Bauernkrieges seine wichtigsten Aussagen über die Dinge des Staates. Je stärker die Gewißheit des allwirksamen Gottes bei Luther wird, um so mehr wächst auch das Interesse an den Dingen des Staates, da Gott in allem und so auch in diesen wirksam ist. Die staatliche Ordnung wird jetzt als göttlich gepriesen. Sie ist eine Rangordnung von Ämtern, an deren Spitze der Fürst als die Obrigkeit steht, die Erfüllung des Amtes in der Ordnung ist Gottesdienst. Das gilt von jedem Amte, auch von dem des Kriegers. Neben der staatlichen Ämterordnung, dem „Amt" der Herrschaft, steht die kirchliche Ämterordnung, das „Amt" der Lehre. Beide stehen gleichberechtigt nebeneinander, sie sind geschieden, ergänzen sich dabei aber gegenseitig und gipfeln beide im Fürsten, der gleichzeitig staatliche Obrigkeit und „summus episcopus" der Kirche ist.

Wir leben in einer Zeit, da alle Formen und darunter auch die Überlieferungen und Begriffe auf die Waage gelegt werden. Daher begrüßen wir Deutelmosers Buch, da es dazu beiträgt, daß die Feldzeichen sauber verteilt werden, damit die Geister sich an ihnen scheiden können. Darüber hinaus freuen wir uns, unser Wesen in der besonderen Gestalt Luthers von der fremden Schale getrennt zu sehen, in die es sich auf seiner Wanderung durch die andersgearteten Bereiche wieder und wieder verkleidet hat. H. v. Bothmer.

Der Nordmensch weiß seit langem, daß kein Jahr ganz das alte ist, daß auch dem Menschen nichts wiederkehrt, wie es gewesen, selbst nicht Götter und hohe Zeiten; daß aber der alte Stamm der Pflanzen, und so auch der Menschen und Götter alle Wechsel überdauert: als Wesentliches im Flusse der Einzelerscheinungen.

(Hans Hahne)



Germanische Burganlagen als Verlobungs- und Trauplätze. (Vgl. „Germanien" 1935 S. 212 f., 1937 S. 64, 119 f. sowie S. 339 f. und S. 361 f.) Nach den überaus aufschlußreichen Ausführungen von H. Ohlhaver in „Mannus" XXIX 1937 S. 243 ff. müssen wir annehmen, daß die genannten Anlagen nicht nur Verlobungs-, sondern neben anderen germanischen Anlagen auch als Trauplätze in Frage kommen. Eine von Müllenhoff (Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg) aufgezeichnete Sage berichtet: Bei Clausdorf im Dithmarschen liegt eine Kammer mit Steinkreis, die mit dem umliegenden Felde zusammen den Namen „Brutkoppel" trägt. Hier sollen in alten Zeiten — als es noch keine Kirche gab, wie die Sage weiß — sich die Brautleute mit ihren Eltern und Verwandten versammelt haben. Sie setzten sich auf den Stein und wurden dann „getraut".

Wenn von ähnlichen Flurnamen auch nicht wörtlich Gleiches berichtet wird, so darf man doch wohl annehmen, daß es sich im wesentlichen um etwas Ähnliches gehandelt hat, so beim „Brutkamp" bei Albersdorf in derselben Gegend und ferner beim „Brutberg" bei Bordesholm. Der „Buskamen", ein gewaltiger Felsblock am Nordstrande von Mönchsgut auf Rügen, der Raum für vierundzwanzig nebeneinander stehende Menschen bietet, wurde von jedem Hochzeitszuge in Göhren früher aufgesucht, und dann wurde auf der Plattform des Steines ein Tanz aufgeführt. Der „Teufelsstein" auf Wittow wurde nach der Hochzeit dreimal umgangen. Im Stadtwalde von Blomberg (Lippe) stehen in der Nähe der „Gaffel" zwei prächtig gewachsene Buchen, Braut und Bräutigam genannt, die früher von jungen Paaren aufgesucht wurden.

Der volkliche Zweck der Ehe war die Erhaltung der Sippe, des Stammes, des Volkes. Der Beginn der Ehe ist die Verlobung bzw. Heirat oder Trauung. Wenn in den Überlieferungen nun auch nicht immer von Verlobung oder Trauung die Rede ist, so müssen wir doch auch solche sich an vorgeschichtliche Stätten knüpfende Erzählungen als hierher gehörig ansehen, die über Erlangung von Kindersegen berichten und von denen Ohlhaver ebenfalls einige anführt. Der „Breite Stein" von Virchow im Kreise Dramberg, der Deckstein eines Grabes, wurde von kinderlosen Ehepaaren aufgesucht, von ihnen bestiegen und mehrmals umgangen. Wie bei kirchlichen Umgängen sowohl Kirche wie Altar rechts von den Umgängern liegen müssen, so auch beim „Breiten Steine". Es gibt ferner sogenannte „Gleit- oder Schlittensteine", von denen diejenigen herunterspringen oder -gleiten müssen, die heiraten wollen. „Die Steine oder Kammern waren Sitze einer fruchtbringenden Kraft, die man durch Umgehen oder Opfer um ihren Segen bat ... ‚Auf den breiten Stein stehen' heißt einfach nichts anderes als ‚heiraten' ... Von der Bevölkerung des Ortes (in dem dieser ‚Breite Stein' liegt, nämlich Zwilipp, Kreis Kolberg-Körlin) wurde die Erklärung in dem ‚Breiten Stein' vor dem Altar der Kirche gesucht, der die Gräber der Zwillipper Pastoren deckte. Hier fand die Trauung des Paares statt. Warum sollen wir für die Vorzeit annehmen", sagt Ohlhaver S. 246, „daß Altar und Grab unbedingt getrennt sein müssen? Beide Dinge gehören zusammen. Wir brauchen uns nur die Form der ältesten christlichen Altäre vorzustellen, wie sie in den nordischen Ländern gebräuchlich war. Vor dem Altar wurde der Tote beigesetzt, nicht anders als wir es — in der äußerlichen Form — bei den ... Gräbern der Steinzeit mit den späteren, oftmals durch Jahrhunderte getrennten Nachbestattungen vor uns haben ... Die Verbindung zwischen Grab und Gottesverehrung liegt ebenso nahe wie zwischen Grab und Hochzeit." Und wenn wir hinzufügen, daß in süddeutschen Gegenden die jungen Paare am Hochzeitstage zu den Gräbern ihrer Eltern und Vorfahren gehen, um sich den Segen der Verstorbenen zu erflehen, so werden wir erkennen, welche Bedeutung vorgeschichtliche Stätten, vor allem Gräber, für die jungen Menschen hatten, die sich fürs Leben verbinden, die sich verloben oder trauen lassen wollten. Die Einleitung für die Erhaltung der Familie, für die Fortsetzung der Sippe konnte an keinem geweihteren Orte geschehen, als an den Gräbern der Vorfahren.

Frankfurt a. M. K. Wehrhan.

Beruner. In dem von Wilhelm Strack 1817 in Lemgo veröffentlichten Buch: „Wegweiser durch die Gegend um Eilsen" ist eine Schilderung des Besuches des Hohenstein im Süntel aus der Feder des Freiherrn Karl v. Münchhausen enthalten. Darin heißt es auf Seite 119: „Des ehrlichen, wohlbeleibten Försters feiste Kehle lachte mit fetter Stimme aus vollem Halse, daß die Felsen mitlachten, und er meinte: jener Hirt möge wohl einer von den abergläubischen Beutern und Berunern gewesen sein, die das Vieh mit Segensprechen und Kräutern, in der Walpurgs-Nacht gesammelt, zu heilen suchten." Danach scheint es, als ob das Wort „Beruner" in der Süntelgegend noch um 1800 gelebt hat. Es wäre wesentlich, wenn noch mehr Belege dafür beigebracht werden könnten.

Edmund Weber.

Zeitschriftenschau

Robert von Heine-Geldern, **Forschungen und Fortschritte.** 13. Jahrgang, Nr. 26/27, 1937. **Die Wanderung der Arier nach Indien in archäologischer Betrachtung.** In Nordindien hat man eine größere Anzahl vorgeschichtlicher Waffen und Werkzeuge aus Kupfer und Bronze gefunden, die höher entwickelt sind, als die Formen, die man in Harappa und Mohenjo-daro ausgrub. Während die letzteren einer vorarischen Hochkultur des 3. Jahrtausends angehören, gehören die älteren zur Hinterlassenschaft der Indoarier. Verwandte Formen lassen sich über Westpersien und Transkaukasien z. T. bis nach Südrußland und Siebenbürgen zurückverfolgen. Im 13. Jahrhundert gab die Südwanderung der Illyrier den Anstoß zur Ostwanderung verschiedener indogermanischer Völker. Bisher wurden die archäologischen Spuren dieser Ostwanderung durch Südrußland und Kaukasien bis nach West- und Zentralpersien verfolgt. Die nordindischen Funde zeigen, daß diese Wanderung sich über Nordpersien bis nach Indien fortgesetzt hat. „Vermutlich ist die Hauptmasse der Indoarier, die wohl schon seit dem Beginn des zweiten Jahrtausends irgendwo zwischen Kaukasus und Tigris saß, von dem über den Kaukasus gekommenen Völkerstoß mitgerissen worden und so schließlich über Nordpersien nach Indien gelangt, während ein Nebenzweig der gleichen Völkerbewegung Luristan erreichte ... Die Einwanderung der Arier nach Indien (kann) ... nicht früher als um 1150, ... aber auch kaum später als um 1000 v. Chr. stattgefunden haben." — **Forschungen und Fortschritte.** 13. Jahrgang, Nr. 29, 1937. Daniel Krencker, **Ein Stammesheiligtum der Treverer in Trier.** In Trier wurden die Fundamente zweier römischer Großtempel ausgegraben, die am Rande älterer Tempelhaine standen und ältere Kulttempel der Einheimischen überragten. Man wird die beiden Tempel dieser Lage halber als romanisierte und monumentalisierte National- und Stammesheiligtümer der Treverer ansehen dürfen ... Erich Gose vom Rheinischen Landesmuseum in Trier hat das gesamte archäologische Fundmaterial durchgearbeitet. Er hat an Ort und Stelle einige klärende Nachgrabungen vorgenommen. Wir hoffen, unter der Obhut des Landesmuseums in Trier bald den gesamten archäologischen Befund mit der Deutung der Fundamente und neuen Rekonstruktionen vorlegen zu können. Bemerkenswert ist, daß die in den Tempeln verehrten Hauptgötter, der Lenus Mars und die Göttin Ancamna, deren Namen in Inschriften erscheinen, einheimische Götter sind. — Oswald Menghin, **Urgeschichte Vorarlbergs.** Unter den vorgeschichtlichen Altertümern in Vorarlberg ist besonders wichtig ein Ringwall, den Menghin unmittelbar über Feldkirch feststellte. Er schützt ein ganzes Tal, in dem bisher keine Wallburgen gefunden werden konnten. „Die im Gang befindliche weitere Durchforschung des Gebietes wird diese für die Erkenntnis stammlich-staatlicher Organisation in der Urzeit bedeutsame Frage hoffentlich endgültig klären." — H. Steckeweh, **Werla, Pfalz und Heerburg Heinrich I.** Die Pfalz Werla, die Heinrich I. gründete, liegt nördlich von Goslar auf einem steilen Höhenrücken an der Oker. Die neuen Ausgrabungen haben ergeben, daß die Anlage aus der eigentlichen Pfalz, der Königsburg, und einem zweiten, daneben liegenden Festungsbezirk, der Heerburg, bestand. Die Pfalz

geriet vermutlich im 13. Jahrhundert in Verfall und heute sind auf den mit Äckern bedeckten Burghügeln keine oberirdischen Reste mehr erhalten. Neben Steinbauten, deren Grundrisse erkennbar sind, waren wahrscheinlich auch umfangreiche Nebengebäude vorhanden, die der heimischen Bauweise nach aus Holz gebaut waren. Die Steinbauten haben eine verhältnismäßig bescheidene äußere Form gehabt, die Pfalz war eine Wehrburg und verzichtete auf Prunk. In älterer Zeit hatten auf dem Bergrücken die Cherusker eine Grenzfestung, und schon seit der jüngeren Steinzeit lassen sich dort Siedlungen nachweisen. — De Wolfsangel, **Strijdblad foor Nederlandsch Volksbewußtzijn,** 2. Jahrg., Nr. 5, Nov. 1937. Der Leitaufsatz beschäftigt sich diesmal mit der Kunst unserer Vorfahren und zeigt das meisterhafte Gestaltungsvermögen, wie es aus vorgeschichtlichen Funden zu uns spricht. Die Nummer bringt ferner einen Abschnitt über Germanische Vornamen und ihre Bedeutung sowie mehrere Abhandlungen über Ortungslinien in Holland. — **Volk im Werden,** 5. Jahrg., Heft 10, Oktober 1937. F. A. Six, **Germanisches Erbe im deutschen Geist.** Die angeblich objektive, in Wirklichkeit rationalistische Wissenschaft des vorigen Jahrhunderts hat die Gegner des deutschen Volkstums ebensowenig erkannt wie den germanischen Grundcharakter der deutschen Volkskultur. Six umreißt das Bild der deutschen Geschichte, wie es sich der neuen deutschen Volkstumsforschung ergibt, die einerseits nach der germanisch-völkischen Kulturtradition fragt und andererseits nach den fremden Überlagerungen. „Es gehörte zu den großen Unwahrheiten, aber auch unbeabsichtigten Fehlern vergangener Wissenschaft — die von ihren Epigonen auch heute noch begangen werden — in der vollständigen Überdeckung und Überlagerung des deutschen Volkstums durch die genannten Kräfte einen Abbruch des germanischen Erbstromes anzunehmen und so zu einer Verwerfung der Einheit und Stetigkeit des deutschen Wert- und Geschichtsbildes zu kommen (z. B. christliches Mittelalter). Dem gegenüber läßt sich feststellen, daß die Unzahl vernachlässigter oder noch unbekannter Quellen, aber vor allem die Gegenbewegungen zu den Zeitströmungen aus unserer nationalsozialistischen Wertsicht heraus in einem unbekannten Maße die germanischen Erbströme erkennen läßt, die sich querschichtig in oft merkwürdigen Umwegen und erzwungenen Wandlungen durch die Jahrhunderte ziehen. Aus einer solchen Aufgabenstellung und Forschungsrichtung, deren oberstes Gesetz das Suchen nach der Kontinuität unseres Volkstums ist, wird sich eine neue Einheit des germanischen Weltbildes, seine Stetigkeit durch die Jahrhunderte bis zu den Grundlagen der nationalsozialistischen Weltanschauung ergeben." — **Das Innere Reich,** Jahrg. 4, Heft 8, 1937. Otto Höfler, **Robert Stumpfl †.** Robert Stumpfl ist am 11. August d. J. in seiner österreichischen Heimat mit seinem Kraftwagen tödlich verunglückt. Höfler, der mit Stumpfl eng zusammenarbeitete, würdigt sein Werk. Für uns ist besonders wichtig Stumpfls Arbeit über die „Kultspiele der Germanen als Ursprung des mittelalterlichen Dramas", die 1936 erschien. Obgleich Grimm die Frage gestellt hatte, ob das kirchliche Drama als Fortsetzung germanisch-heidnischer Kultfeiern zu verstehen sei, wurde im vorigen Jahrhundert bis in die Neuzeit dieser Anregung nicht nachgegangen; vielmehr fand die Lehre des französischen Philologen Charles Magnin, die er 1836 aufgestellt hatte, allgemeine Zustimmung, der zufolge das Drama des Mittelalters aus dem Ritual der Kirche erwachsen ist. „Zwar konnte man gerade das Dramatische an diesen Dramen aus dem Kirchenritual nicht erklären. Doch einen möglichen Zusammenhang des germanischen Hochdramas des Mittelalters mit dem germanischen Altertum hat jahrzehntelang fast niemand erwogen." Erst Stumpfl nahm die Frage Grimms wieder auf und konnte in umfassenden Untersuchungen die Richtigkeit der Vermutung des großen romantischen Forschers dartun. In dem mittelalterlichen Mysterienspiel leben Reste germanischer Kultspiele fort. — **Rhythmus,** 15. Jahrg., Heft 10, 1937. Otto Huth, **Vom germanischen Männertanz.** Es ist mitunter die Meinung vertreten worden, Tanzen sei unmännlich und unnordisch. Demgegenüber läßt sich zeigen, daß im germanischen Altertum der Männertanz eine große Rolle spielte und eine wichtige Stelle im Kult einnahm. Die Behauptung eines so bedeutenden Gelehrten wie Andreas Heusler, daß „das nordische Altertum nicht tanzt", ist inzwischen bereits von Richard Wolfram und Robert Stumpfl gründlich widerlegt worden. Richard Wolfram hat in seinem hervorragenden und für die gesamte Germanenkunde wichtigen Werke über den Schwerttanz tief in das Wesen des germanischen Kulttanzes hineingeleuchtet. Der Germane hat nicht unter kirchlichem und antikem Einfluß tanzen gelernt, vielmehr haben die Kirchen den germanischen Kulttanz, der durch das ganze Mittelalter fortbestand, bekämpft und zur Entartung ge-

bracht. Wenn wir im Mittelalter öfter von Tänzen auf Friedhöfen und bei Kirchen hören, so ist dies daraus zu verstehen, daß diese althergebrachte Kultplätze sind. Das Tanzen an diesen Plätzen ist älter als die dort gebauten Kirchen. „Immer wieder wenden sich die Prediger gegen das Tanzen. Es ist sehr bezeichnend, daß der heidnische Kulttanz nicht wie so viele andere heidnische Bräuche in das kirchliche Brauchtum hinübergenommen wird. Im kirchlichen Kult spielt der Tanz bis auf ganz wenige Ausnahmen keine Rolle; nur in die christliche Jenseitsmythologie hat man ihn aufgenommen, insofern man von einem himmlischen Tanz der Verklärten spricht. Der Germane aber kannte den kultischen Tanz und insbesondere auch den kultischen Männertanz." — **Deutschlands Erneuerung,** November 1937. Hartnacke, **Das Blutbad von Verden — ein Geschichtsirrtum?** Hartnacke bespricht die Abhandlung von Prof. Karl Bauer über „Die Quellen für das sogenannte Blutbad von Verden" (Westfälische Zeitschrift, 92. Band). Bauer hat die Quellen sorgsam geprüft. In der ältesten, den Annales Petaviani, heißt es, daß die Franken 782 eine Menge Sachsen in der Schlacht erschlugen und viele ins Frankenland gefesselt abführten. Diese Volksverpflanzung ist bekanntlich durch Ortsnamen gestützt (Sachsenhausen bei Frankfurt usw.). Diesem Bericht steht ein anderer gegenüber, der statt von der Wegführung der Sachsen von ihrer Hinrichtung spricht. Es ist nicht möglich, diese beiden Berichte miteinander zu vereinigen, wie man bisher meist versuchte. Wenn es in den Annales St. Amandi heißt, daß Karl den Befehl gegeben habe, die „zusammengescharten Sachsen" hinzurichten (iuissit eos decollare), so ist zu vermuten, daß hier ein Schreibfehler vorliegt. Statt decollare (abhalsen, enthaupten) wird man delocare, d. i. umsiedeln lesen müssen. Hartnacke stellt fest, daß die Arbeit des protestantischen Theologen Bauer eine gründliche quellenkritische Untersuchung darstellt. Daß die Untersuchung von Bauer, falls sie stichhaltig ist, für unser Urteil über ein entscheidendes Kapitel der deutschen Geschichte von großer Bedeutung ist, kann nicht bestritten werden. Es ist daher zu wünschen, daß die deutschen Geschichtsforscher die Arbeit genauestens prüfen und ihr Urteil bekannt geben. — **Nationalsozialistische Monatshefte,** Heft 92, November 1937. Karl Ruprecht, **Deutsches Volkstum und konfessionelle Volkskunde.** Ruprecht zeigt die große Gegenwartsbedeutung einer Volkskunde auf, die mit Rassen- und Germanenkunde zusammenarbeitet, und beleuchtet von daher die eifrige Tätigkeit im konfessionellen Lager auf volkskundlichem Gebiet. Mit eindeutiger Klarheit weist Ruprecht nach, daß die konfessionelle Volkskunde, die unter Führung des Prälaten Schreiber steht, eine kirchliche Zweckwissenschaft ist, die nicht den Ehrennamen der Wissenschaft verdient. — Hans Strobel, **Tracht und Mode.** Strobel arbeitet den Unterschied von Tracht und Mode klar heraus. Die Tracht ist „die brauchtümlich gebundene Kleidung einer natürlich gewachsenen Gemeinschaft ..., die aus den gestaltenden Kräften ihrer gemeinschaftsgebundenen Gesittung heraus die Lebensgesetze, für die sie ihre Kleidung selbst bestimmt und damit im Gegensatz zu jeder Modegestaltung steht". — Bruno Schier, **Vorgeschichtliche Elemente in den europäischen Volkstrachten.** Wir heben aus der wichtigen Arbeit von Schier, die ebenso wie die vorher genannten Untersuchungen jeder, der sich mit Germanenkunde und Volkskunde beschäftigt, lesen muß, nur folgenden Satz heraus: „Es ist unbegreiflich, wie sich angesichts dieser Tatsachen bei Kulturhistorikern und Kostümforschern der alten Schule die Meinung ausbilden konnte, daß die Tracht des deutschen Mittelalters mit ihren Hosen, Hemdkitteln und Umhängetüchern ein Erbe der Spätantike oder gar der klassischen Antike sei. Sämtliche Denkmäler deuten darauf hin, daß die deutsche Tracht bis zu Heinrich II. (1002—1024) fast ausschließlich und bis zum Ausgang des Mittelalters vorwiegend germanischen Charakter besaß." — **Zeitschrift für Volkskunde,** Neue Folge, Bd. 7, Heft 3, 1937. Otto Lauffer, **Schicksalsbaum und Lebensbaum im deutschen Glauben und Brauch.** Einer so jungen Wissenschaft wie der Sinnbilderforschung kann eine verständnisvolle Kritik nur förderlich sein. Voraussetzung für eine solche fruchtbare Kritik ist das Verständnis für das Mythische und das Sinnbildliche. Lauffer, der sich in den letzten Jahren zum Kritiker der Sinnbilderforschung aufgeworfen hat, geht leider dies Verständnis völlig ab, wie er auch durch diesen neuen Aufsatz wieder beweist. Es ist richtig, daß in der Wissenschaft sich leicht Schlagworte einbürgern, deren Bedeutung nicht mehr beachtet wird. Es ist auch nur zu begrüßen, wenn so wichtige Begriffe wie „Schicksalsbaum" und „Lebensbaum" auf ihren Sinngehalt geprüft werden. Lauffers Versuch aber muß als mißglückt bezeichnet werden. Er bemerkt nicht, daß die Prägung Lebensbaum zwar von Hause aus zunächst im alttestamentlich-theologischen Sinne gemeint ist, aber längst eine ganz

andere Bedeutung angenommen hat, die ganz auf der germanischen Linie liegt. Es ist richtig, daß der Germane ein „ewiges Leben" im christlich-theologischen Sinne nicht kannte; wohl aber kannte er es in dem ursprünglicheren Sinne als ewig sich verjüngendes Leben. Es muß ferner als höchst bedauerlich festgestellt werden, daß ein Gelehrter wie Lauffer nicht weiß, daß der germanische Weltbaummythos altindogermanisch ist. — **Zeitschrift für Deutsche Bildung**, 13. Jahrg., Heft 7/8, 1937. Henning Brinkmann, **Die epische Dichtung des deutschen Rittertums.** Brinkmann beweist in seiner kenntnisreichen Untersuchung einen klaren Blick für das germanische Erbe im Mittelalter und für rassische Eigentümlichkeiten. „Wuchtige, dämonische Gestalten wie Hagen und Wate ragen, Vorzeit umwittert und doch lebendig nachgefühlt, in die anmutig gestimmte, höfische Welt der maze, eindrucksvolle Zeugen dafür, daß das Höfische nicht allein die Seele des Ritters ausfüllt." Dr. Otto Huth.

Vereinsnachrichten

Arbeitstagung der Gemeinschaft „Das Ahnenerbe". Unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, SS-Sturmbannführer Prof. Dr. Walther Wüst-München, fand in Berlin die erste wissenschaftliche Arbeitssitzung der leitenden Persönlichkeiten und Mitarbeiter der Forschungsgemeinschaft „Das Ahnenerbe" statt.

Als Ergebnis dieser Sitzung konnte dem Ersten Kurator des „Ahnenerbes", Reichsführer SS Heinrich Himmler, gemeldet werden, daß die Grundlagen für die wissenschaftliche Tätigkeit des „Ahnenerbes" geschaffen sind: Die Herstellung einer Gesamtschau der germanischen und indogermanischen Überlieferungen durch das ständige Miteinander- und Füreinander-Arbeiten der verschiedenen Forschungszweige dieses Gebietes.

An einem eindringlichen Beispiel wurden die hierin liegenden Möglichkeiten gezeigt: SS-Hauptsturmführer Prof. Dr. Herman Wirth, der Leiter der Abteilung für Schrift- und Sinnbildkunde, in welche die durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft begründete Hauptstelle für Sinnbildforschung überführt wurde, konnte an Hand der von ihm hergestellten zahlreichen Abgüsse nordischer Felsbilder die Grundelemente indoarischen Glaubens darlegen; bildliche Darstellungen, die durch den Indogermanisten Prof. Wüst, der die Lehr- und Forschungsstätte für Wortkunde im „Ahnenerbe" leitet, auf Grund der ältesten indoarischen Texte als urarisches Überlieferungsgut bestätigt wurden.

Dieselben Grundelemente finden wir in deutschen Sagen und Märchen wieder, wie auch aus dieser Gesamtschau ganz neue Erkenntnisse für die Erforschung und Deutung unserer Hausmarken und Sippenzeichen hervorgehen, deren immer noch sehr reicher Bestand vom „Ahnenerbe" unter Leitung des Abteilungsleiters Karl Konrad A. Ruppel gesammelt und ausgewertet wird.

Außer den vom „Ahnenerbe" herausgegebenen fachwissenschaftlichen und volkstümlichen Schriftenreihen und der Zeitschrift „Germanien" ist jetzt auch die „Zeitschrift für Ortsnamenforschung" in den Dienst dieser Gesamterkenntnisse gestellt worden durch Ausdehnung des Inhalts auf das Gebiet der Namen- und Sippenzeichenforschung. Der verdienstvolle Begründer der „Zeitschrift für Ortsnamenforschung", Prof. Dr. Schnetz-München, behält auch die Schriftleitung der „Zeitschrift für Namenforschung" bei.

Die erste Arbeitssitzung hat ergeben, daß die hier gekennzeichnete neue Art der einheitlichen Schau und wissenschaftlichen Zusammenarbeit verwandter Wissenschaften der Notwendigkeit entspricht, auch unsere Geisteswissenschaften in das politische Gesamtziel des neuen Deutschland einzufügen: die Erneuerung des Reiches aus den seelischen und politischen Wurzeln seines Blutes und Geistes und die Hinlenkung des ganzen Volkes auf diese seine wichtigste Aufgabe.

Schriftleiter: Dr. Otto Plaßmann, Berlin O 27, Raupachstr. 9 IV. Druck: Offizin Haag-Drugulin, Leipzig. Verlag: K. F. Koehler, Leipzig C 1. Printed in Germany.